

Gedanken zur Eucharistie

1. Eucharistie als „Brotbrechen“

Von der Eucharistie heißt es, sie sei Zeichen der Einheit und Gemeinschaft der ganzen Kirche. Ausdrücklich wird auch gelehrt, dass die Kirche aus der Eucharistie lebt. Doch was ist damit gemeint, was soll man darunter verstehen? Was ist überhaupt die Eucharistie? Kann das Gemeinte nicht auch mit anderen, einfacheren, verständlicheren Begriffen ausgedrückt werden? Diese anderen Begriffe gibt es, und sie sagen alle *etwas* von dem aus, was man unter „Eucharistie“ versteht.

Deshalb kann es von Bedeutung sein, auch diese anderen Bezeichnungen etwas näher kennen zu lernen, um die Eucharistie besser zu verstehen. So seien zuerst einige Namen genannt und erläutert, und zwar so, wie sie im Laufe der Kirchengeschichte aufeinander folgten.

Die älteste Bezeichnung für das, was am Altar geschieht, ist „*Das Brotbrechen*“. Im Judentum oblag es dem Familienvater, durch den Akt des Brotbrechens das Mahl zu eröffnen. Das Brotbrechen im Mahl der jüdischen Familie wurde dann auch als Bezeichnung für das Brotbrechen in der Feier der Eucharistie übernommen.

Von der Eucharistie als Brotbrechen ist bereits im Neuen Testament die Rede. So heißt es von den ersten Christen in der Apostelgeschichte: „Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am *Brechen des Brotes* und an den Gebeten“ (Apg 2, 42); „Tag für Tag verharreten sie einmütig im Tempel, *brachen in ihren Häusern das Brot* und hielten miteinander das Mahl.“ (Apg 2, 46); „Als wir am ersten Wochentag versammelt waren, *um das Brot zu brechen*...“ (Apg 20, 7).

Von Jesus selbst heißt es im Matthäusevangelium: „Während des Mahles nahm Jesus das Brot und sprach den Lobpreis; dann *brach er das Brot*, reichte es den Jüngern.“ (Mt 26,26). In der Emmauserzählung ist das „*Brotbrechen*“ der Ort und der Augenblick der Erkenntnis des Auferstandenen: „Sie erkannten ihn, als er das ihnen *das Brot brach*“ (Lk 24,30f).

Vom „gebrochenen Brot“ und von der Aufforderung, am Sonntag das Brot zu brechen, sprechen auch die sogenannte „Didachè“ (Lehre der Apostel) und der Bischof Ignatius von Antiochien an die Gemeinde von Ephesus: „Wie dieses *gebrochene Brot* (wörtlich: diese Brocken) auf den Bergen zerstreut war(en) und zusammengebracht wurde(n), so möge Deine Gemeinde von den Enden der Erde zusammengebracht werden in Dein Reich“ (Did 9, 4); „Am Tag des Herrn sollt ihr zusammenkommen, *Brot brechen* und danken, nachdem ihr zuvor eure Sünden bekannt habt, damit euer Opfer rein sei“ (Did 14,1); „Ihr werdet am Heilsplan teilhaben, wenn ihr zusammenkommt, *um ein einziges Brot zu brechen*, das Arznei der Unsterblichkeit ist, ein Gegengift gegen das Sterben, um vielmehr in Jesus Christus immerfort zu leben“ (Ignatius v. Ant., Eph 20,2).

So oft die Bezeichnung „*Brotbrechen*“ auch vorkommt und so deutlich sie auch den Empfang geistlicher Lebensspeise zum Ausdruck bringt, als Name für die Eucharistie konnte sie sich nicht durchsetzen, sondern blieb auf judenchristliche Kreise beschränkt.

Wie dem auch sei, mit dem Begriff „Brotbrechen“ ist jedenfalls ein Zweifaches angedeutet, nämlich das *Opfer* und die *Gemeinschaft*: Das Brechen des Brotes weist hin auf den gebrochenen Leib Jesu, auf seinen gewaltsamen Tod. Zugleich ist das gebrochene Brot auch geteiltes Brot, Brot für die anderen und mit den anderen.

Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

2. Herrenmahl, Abendmahl...

Auch der Begriff „Herrenmahl“ ist, wie die Bezeichnung „Brot brechen“, schon im Neuen Testament belegt. Klagend und rügend schreibt Paulus an die Gemeinde von Korinth: „Was ihr bei euren Zusammenkünften tut, ist keine Feier des *Herrenmahles* mehr.“ (1 Kor 11,20). Dieser Begriff ist vom 2. Vat. Konzil wieder aufgegriffen worden. In den dazwischenliegenden Jahrhunderten hat man offenbar im Osten wie im Westen den Begriff „Herrenmahl“ in der Regel nur im Zusammenhang mit dem letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern oder im Sinn von Kommunionempfang verwendet. So lesen wir z. B. bei Tertullian(+224): „Wir können nicht das Mahl Gottes und das Mahl der Dämonen zugleich essen“.

Die Reformatoren sprachen im 16. Jh. zunächst noch von „Messe“, bzw. von deutscher, evangelischer, christlicher Messe, oder vom „Testament“. Sehr bald aber begannen sie, die Eucharistiefeier „*Abendmahl*“ oder „*Nachtmahl*“ zu nennen, um den schriftgemäßen Bezug zum Stiftungsmahl Jesu herauszustellen. Da dies in bewusster Opposition gegen die römische Messe, besonders gegen ihr Verständnis als Opfer, geschah, blieb der Ausdruck „Abendmahl“ bei den Katholiken bis in unser Jahrhundert verpönt; - verpönt auch deshalb, weil die Bezeichnung „Abendmahl“ in unangemessener Weise nur den Mahlcharakter der Feier hervorzuheben schien.

Der Ausdruck „Abendmahl“ erscheint auch insofern bedenklich, als er dazu verleiten kann, das letzte Mahl Jesu als die „erste Messe“ zu verstehen.

Einen engen Bezug zum Mahlcharakter und somit zur Kommunion hat auch die Bezeichnung „*Tisch des Herrn*“. Wieder mahnend schreibt Paulus: „Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der Dämonen. Ihr könnt nicht Gäste sein am *Tisch des Herrn* und am Tisch der Dämonen“ (1. Kor 10,21). Die Bezeichnung „Tisch des Herrn“ ist in der Liturgie des Westens wie des Ostens bis heute in Gebrauch.

Nicht selten findet man auch den Ausdruck „*Gastmahl*“, der oft zugleich auf die Erfüllung beim „*himmlischen Gastmahl*“ verweist.

In der Formel für die Einladung zur Kommunion heißt es auch: „Selig, die zum *Hochzeitsmahl* des Lammes geladen sind“.

Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

3. Das Herrenmahl und sein Zeichen – der Altar

In Zusammenhang mit der Herrenmahlfeier sei auch auf deren wichtigstes Zeichen hingewiesen: auf den Altar. Altäre gab es bekanntlich schon im Alten Testament und auch im Heidentum. Im Alten Testament war der Altar unter anderem eine Schlachstätte, auf der man die Opfertiere der Gottheit darbrachte. Dieser musste aus Erde oder aus Steinen sein. Nach heidnischem Verständnis war der Altar sogar auch Gabentisch zur Speisung der Gottheit.

Was den christlichen Altar betrifft, so muß zunächst bedacht werden, dass dieser nichts mit den Opferaltären anderer Kulte zu tun hat. Feste Steinaltäre, die man auch im Christentum schon seit dem 4. Jh. vorfindet, haben zwar ihre symbolische Gleichsetzung mit Christus, dem Felsen (1 Kor 10,4), dem lebendigen Stein (1 Petr 2,4), dem Eck- und Schlussstein (1 Petr 2,7; Eph 2,20); die Grundgestalt des christlichen Altars ist jedoch nicht der mächtige Opferaltar, sondern der Tisch. Das sakramentale Zeichen der Messe ist auch nicht ein Opferritus, sondern die Danksagung (Lobpreis) über die Mahlelemente Brot und Wein, die in sich den geopfertem, hingebenden Herrn darstellen.

Gewiss ist die Eucharistiefeier auch Gedächtnis des Opfers Christi. Aber sie ist Opferfeier in einem anderen Sinn als jüdische und heidnische Opfer. Die frühchristlichen Schriftsteller betonten: „Wir Christen haben keine Altäre (=Opfersteine) und keine Opfer.“. Der Altar, auf dem die eucharistischen Gaben stehen, wird deshalb besser und mit Recht als „mensa Domini“, als *Tisch der Herrn* bezeichnet. Bezeichnend ist auch, dass die Altarplatte bis ins 7. Jh. meist nur einen Quadratmeter groß war, da ja nur das Wesentliche darauf lag: Brot und Wein, die Schrift und der liturgische Text. Was im Laufe der Jahrhunderte mit dem Altar geschehen ist, ist oft alles andere als wesensgemäß und wird dem, was gefeiert wird, nicht gerecht – so sehr die kunstvollen Altäre der Gotik und des Barock die Gotteshäuser bereichern und auch die Andacht der Beter erleichtern. Oft haben zweitrangige oder sogar heidnische Elemente und Vorstellungen die Gestaltung des Altars bestimmt, worunter die vorrangige und wesentliche Zeichenhaftigkeit leiden musste.

Wie steht es um unsere Altäre heute? Entspricht die Gestaltung des Altares in unseren Kirchen dem, was der „Tisch des Herrn“ sein soll? Oder gilt vielleicht auch für uns, was J. E. Mayer aus Wien ironisch und etwas übertreibend beklagt?:

„Was alles hat sich in den vergangenen Jahren auf dem Altar gesammelt! Er ist fast wieder zum Postament geworden. Und was auf ihm steht, wird noch deutlicher sichtbar als früher, da es in der Perspektive des Altaraufbaues fast verschwand. Man hat Angst vor der Leere des modernen Kirchenraumes, Angst auch vor der Leere des schweigenden Altares. Und so wird er bestückt und geschmückt. Sechs hohe und dicke Kerzen auf massigen Kandelabern und ein Kreuz in einer Linie richten auf dem Altar einen neuen Lettner auf, wie eine Trennwand schirmen sie den Zelebranten und die Gaben vom Volk ab. Man sieht nicht mehr recht, was auf dem Altar steht und was das Wichtigste davon ist. Die Produkte verdienstvoller Mitarbeiterinnen überwuchern den Altar. Dazu kommen noch ein Mikrophon und das große Messbuch auf einem massiven schiefen Holzpult. ..Ja richtig, ein Kelch und eine Hostienschale stehen auch noch auf dem Altar!“

Ohne Übertreibung und ohne Ironie muß man doch feststellen, dass auch auf unseren Altären viel Unpassendes zu sehen ist.

Fazit: Auf der Altarplatte gehören die Gaben *Brot und Wein*, die nicht durch unnötiges Beiwerk optisch bedeutungslos werden dürfen. Die Kerzen sollen – wenn überhaupt – als Tragleuchten *neben* dem Altar stehen. Blumen werden – wenn überhaupt – in der Nähe des Altares auf den *Boden* gestellt. An Seitenaltären sollen während der Eucharistiefeier *keine* Kerzen brennen. Es soll nur *einen* Altar geben, auf den aber in der Eucharistiefeier auch durch Verneigungen und Kniebeugungen alle Aufmerksamkeit zu richten ist.

P. Pius Agreiter

Gedanken zur Eucharistie

4. Der Name „Eucharistie“

Der Name „Eucharistie“ kommt von der alttestamentlich-jüdischen Gebetspraxis her und betrifft das *lobpreisend-segnende Gedenken* der Feier.

In den ersten drei christlichen Jahrhunderten wird dieser Begriff für die Feier als *ganze*, aber offenbar von Anfang an auch *nur* für die Mahlgaben, Brot und Wein, verwendet, über die das Eucharistiegebet gesprochen wurde.

Beide Bedeutungen findet man z. B. bei Ignatius von Antiochien (+110) in seinem Brief an die Christen von Smyrna. Hier klagt er: „Von der ‚*Eucharistie-Feier*‘ und vom Gebet halten sie sich fern, weil sie nicht bekennen, dass die Eucharistie das ‚*Fleisch*‘ unseres Erlösers Jesus Christus ist...“ (Smyr. 7,1); oder bei Origenes (+250) heißt es in seinem Traktat gegen Celsus: „Als Sinnbild für die Dankbarkeit gegen Gott haben wir auch das *Brot*, das wir ‚*Eucharistie*‘ nennen“ (c.C. 8,57).

In der Folge geht im Osten wie im Westen die Bedeutung von „Eucharistie“ als *Feier* des Herrenmahles verloren und es dominiert die Bedeutung von Eucharistie als eucharistische *Speise*, als Kommunion. Diese Entwicklung, die schon im 4. Jh. voll im Gang war, zeigt das Zurücktreten, im Westen sogar das Verschwinden des Bewusstseins dafür an, dass die Messfeier *lobpreisend-dankendes Gedächtnis* ist. Danksagung ist jetzt nur noch Danksagung nach der Kommunion, nicht mehr die Feier als ganze. Andere Aspekte der Feier treten in den Vordergrund, besonders Darbringung, Opfer und damit verbunden auch die entsprechenden Namen: Man spricht nicht mehr von der Eucharistie-Feier, sondern vom Meß-Opfer.

Eine „Wiedergeburt“ erlebt der Name Eucharistie erst im Gefolge eines sorgfältigen Studiums der Bibel und der Kirchenväter, und dann in der liturgischen Bewegung des 20. Jh. Der Name Eucharistie ist wieder zu einer gängigen Bezeichnung der Feier geworden und steht als Überschrift über dem Kapitel der Liturgiekonstitution des 2. Vat. Konzils zur Reform der Messfeier: „Das heilige Geheimnis der Eucharistie“.

Das Wort Eucharistie findet sich sehr oft in den Dokumenten des Konzils und der nachkonziliaren Zeit – bis hin zum jüngsten päpstlichen Rundschreiben „*Ecclesia de Eucharistia* = Die Kirche lebt von der Eucharistie“ von Papst Johannes Paul II.

Was wieder deutlicher werden muss, ist, dass die Eucharistie „*lobpreisend-segnendes Gedenken*“, bzw. „*lobpreisend-dankendes Gedächtnis*“ ist. Doch, darüber später.

Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

5. Opfer, Darbringung

Schon sehr früh verstehen die Christen die Eucharistie als „Opfer“ und „Darbringung“ und verwenden diese Bezeichnungen als Namen für die Feier. Die Eucharistie-Feier wird in einem doppelten Sinn gesehen: Sie ist das Opfer, das die Kirche Gott darbringt; zugleich ist sie das kultische Gedächtnis des Opfers, das Christus am Kreuz dargebracht hat. Diese Auffassung von Eucharistie als Opfer prägt bereits die Aussagen des Neuen Testaments über die Stiftung Jesu und das urchristliche Herrenmahl wie auch die Redeweise frühchristlicher Schriften. Die Kirchenväter und die liturgischen Quellen in Ost und West übernehmen diesen Sprachgebrauch; sie bezeichnen die Feier, aber auch die eucharistische Speise als Opfer(-Gabe), als Darbringung und Dargebrachtes.

Das Wort „Offertorium“, das vom lateinischen „offerre“ abgeleitet wird, hat an sich mit „opfern“ nichts gemeinsam. „Offerre“ heißt nur „herbeibringen“, „herbeitragen“; gemeint ist natürlich das Herbeibringen der Gaben zum Opfer. Gelegentlich findet man in diesem Zusammenhang auch den griechischen Begriff „*anaphora*“ oder „Anapher“. Im Laufe der Geschichte wird auch dieses Wort mit unterschiedlichen Bedeutungen verwendet. Ursprünglich meint „*anaphora*“ das „Hinauftragen“ der Gaben zum Altar; dann wieder wird dieses Wort auf den eucharistischen Teil der gesamten Messe (also nicht auf den Wortgottesdienst) bezogen; schließlich wird es auch für das Eucharistie-Gebet verwendet – im Sinne von „vortragen“ eines Textes, eines Gebetes.

Zur Eucharistie als Opfer lässt sich kurz folgendes sagen: Die Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie bedeutet nicht nur die Gegenwart seiner Person, sondern auch die Gegenwärtigsetzung seines ganzen Lebens, seiner Worte und Taten, seines Heilswerkes, besonders seines Kreuzesopfers.

Wenn in der Eucharistiefeier die Worte über das Brot „Das ist mein Leib.“ eher das Mahl hervorheben, so heben die Worte über den Wein „Das ist mein Blut...“ mit der Erwähnung des Vergossenwerdens mehr den Opfercharakter hervor.

„Wollen wir den tieferen Sinn des Opfergedankens verstehen, dann müssen wir uns klarmachen, dass es beim Opfer nicht primär auf die äußeren Opfergaben ankommt. Die dargebrachten Opfergaben sind nur als Zeichen der *personalen Opferhaltung* sinnvoll; diese innere Haltung muss sich freilich äußern und verleiblichen.

Bei Jesus wird die personale Selbsthingabe ganz eins mit der Opfergabe; sein Opfer ist ein Selbstopfer; er ist Opferpriester und Opfergabe in einem. So war sein Opfer das vollkommene Opfer, die Erfüllung aller anderen Opfer, die nur schattenhafte Vorausbilder dieses einen, ein für allemal dargebrachten Opfers sind. Deshalb kann der Hebräerbrief sagen, dass es bei diesem Opfer nicht um eine äußere, dingliche Opfergabe geht, sondern um die Selbsthingabe Jesu im liebenden Gehorsam gegenüber dem Vater (Hebr 10,5-10). Durch diese stellvertretende Ganzhingabe wird die Gott entfremdete Menschheit wieder ganz eins mit Gott. So ist Jesus durch sein einmaliges Opfer *der eine Mittler* zwischen Gott und den Menschen“ (Kath. Erw. Kath.).

Eucharistie als Opfer bedeutet nun, dass Jesus in seiner Ganzhingabe ebenso ins Heiligtum (zum Vater: Hebr 9,12) wie auch ins Innere der Mahlteilnehmer einzudringen vermag. Da es also in der Eucharistie um die Aufnahme Jesu in Fleisch- und Blutgestalt geht, ist im Empfänger der *Glaube* entscheidend. Dieser aber besteht in der Bereitschaft, mitzugehen; denn *ihn* aufzunehmen, der sich für mich geopfert hat, heißt: in meiner ganzen geistlichen Existenz ihm Raum und Verfügungsgewalt gewähren und dadurch ihm nachfolgen. (Über Opfer: In der nächsten Nummer etwas mehr).

Gedanken zur Eucharistie

6. Das Verständnis von „Opfer“

Der Begriff „Opfer“ gehört auch heute noch zu den weithin unaufgeklärten und oft missverstandenen Vokabeln der christlichen Alltagssprache. Wie schnell sprechen wir von „Opfer“, von „Opfer bringen“, von „aufopfern“...! Und was die Eucharistie betrifft, so haben bereits das Neue Testament und die ganze Tradition der Kirche sie auch als Opfer verstanden. Doch, was ist damit eigentlich gemeint, und welche Missverständnisse sind auszuschließen?

Auszuschließen ist das Verständnis, dass Jesus sich dem Vater opfert, um eine Leistung der Wiedergutmachung zu vollbringen und damit seinen Zorn zu besänftigen – so als wenn Gott den Tod eines Menschen, seines Sohnes, als Opfergabe fordern würde. *Auszuschließen* ist ferner, daß wir Gott etwas darbringen, um seine Gnade zu erlangen. Wie aber soll man dann den Opfercharakter der Eucharistie verstehen? Zu diesem Verständnis kann uns die jüdische Opferpraxis verhelfen:

1. Das Opfer hat einerseits mit dem *Bundesschluss* zu tun. Im Buch Exodus 24 steht der Gedanke der gemeinsamen Teilhabe am Leben im Mittelpunkt; ausgedrückt wird das in der Sprengung des Blutes (=Sitz des Lebens) auf Volk und Altar.

Zugleich hat das Opfer in Israel auch zu tun mit der Sichtbarmachung von Schuld (von gemeinschaftsschädigendem Verhalten) und ihrer Überwindung, d. h. mit der Rückführung der Schuldigen in die Gemeinschaft. Wichtig in diesem Zusammenhang sind deshalb auch:

2. Das *Ganzopfer* (oder Brandopfer): Das ganze Fleisch des geschlachteten Tieres wurde verbrannt zum Wohlgefallen Gottes.

3. Das *Sündopfer*: Unrein Gewordene mussten eine Opfergabe darbringen, um wieder kultfähig, d. h. wieder in die Gemeinde eingegliedert zu werden.

Nun kann man entsprechend sagen: Die Eucharistie ist 1. *Bundesopfer*, weil in der Gemeinschaft des Blutes Jesu der neue Bund geschlossen wird. 2. Sie ist *Ganzopfer*, weil Jesus als der „geliebte Sohn“ sich bis in den Tod dem Vater hingibt. 3. Sie ist *Sündopfer*, insofern die Sünder durch die Teilhabe an Jesus in die Gemeinschaft des Gottesvolkes aufgenommen werden, sie werden versöhnt.

Wichtig ist: Nicht *wir* bringen Gottes etwas dar, sondern wir werden in die Gemeinschaft mit Christus und damit seines Opfers hineingenommen. So kann es dann im 3. Hochgebet heißen: „*Schau gütig auf die Gabe deiner Kirche. Denn sie stellt dir das Lamm vor Augen, das geopfert wurde und uns nach seinem Willen mit dir versöhnt hat*“. Die Gabe besteht also darin, Gott das Lamm vor Augen zu stellen. Dann heißt es aber weiter: „*Stärke uns durch den Leib und das Blut deines Sohnes und erfülle uns mit seinem Heiligen Geist, damit wir ein Leib und ein Geist werden in Christus*“. Und in dieser Einheit können wir dann auch sagen: „*Er mache uns auf immer zu einer Gabe, die dir wohlgefällt...*“.

Die Kirchenväter sagten: „Indem wir gedenken, opfern wir“; oder: „Indem wir in der Gedächtnisfeier eins werden mit Jesus, nehmen wir an seinem Opfer teil“.

Das Opfer, das wir in der Gemeinschaft mit Christus („durch ihn, mit ihm und in ihm“) darbringen, besteht darin, Gott die Ehre zu geben und seinen Geboten zu folgen (wie Jesus es bis in den Tod hinein getan hat) und somit von einem Leben der Sünde abzulassen, dieses zu „opfern“. Das Opfer ist also immer ein Opfer zum Lobe Gottes und ein Ganzopfer der sündigen Existenz. – Auch damit ist freilich noch nicht alles über das „Opfer“ gesagt.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

7. Das ablösende und überbietende Opfer Christi

Bei vielen Völkern und Religionen können wir den Opfergedanken entdecken. Der natürliche Ursprung des Opfers scheint einerseits im Dank des Menschen gegenüber der Gottheit zu sein, andererseits im Bewusstsein, daß der Mensch vor der Gottheit schuldig werden kann und daß dies nach Sühne verlangt. So kommt es, dass der Mensch, meist in kultischen Vollzügen, der Gottheit eine Gabe zur Verfügung stellt und damit etwas Eigenes preisgibt. Solche Opfer können Ausdruck von Verehrung oder Dankbarkeit sein; Zuwendung, Hilfe und Segen erbitten oder in sühnender Absicht Versöhnung bewirken wollen.

Der christliche Glaube kennt jedoch nur das eine Opfer Jesu Christi, der sich selbst ein für allemal am Kreuz Gott dargebracht hat „zur Vergebung der Sünden“. So wird im nachhinein der Tod Jesu an mehreren Stellen des Neuen Testaments interpretiert. Mit diesem einmaligen Kreuzesopfer Christi sind nicht nur die heidnischen und jüdischen Opfer der Vorzeit endgültig abgetan; auch Begriff und Gestalt des Opfers haben sich grundlegend verändert. Bezogen auf die Heilstat Christi, kann nur noch im übertragenen Sinn von „Opfer“ die Rede sein. Das Neue Testament greift zwar auf alttestamentliche Opfervorstellungen zurück, es überbietet jedoch diese Vorgaben, indem es die Unvergleichbarkeit von Jesu Opfer nachdrücklich betont. Paulus greift z. B. auf das Pascha-Motiv zurück mit den Worten: „Schafft den alten Sauerteig weg, damit ihr neuer Teig seid. Ihr seid ja schon ungesäuertes Brot; denn als unser Paschalamm ist Christus geopfert worden“ (1 Kor 5,7).

An das Bundesopfer erinnernd, heißt es im Markusevangelium: „Er (Jesus) sagte zu ihnen: Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird“ (Mk 14,24). Vom alttestamentlichen Ganzopfer her heißt es im Epheserbrief: „...liebt einander, weil auch Christus uns geliebt und sich für uns hingegeben hat als Gabe und als Opfer, das Gott gefällt“ (Eph 5,2). Gott selbst handelt im Tod Jesu und bringt alle Opfer an ein Ende, indem er sogar die Zurückweisung seines Sohnes durch die Menschen / im Kreuz noch umkehrt und dessen Tod als Sühneopfer für die Menschen annimmt. Was vor und außerhalb des christlichen Glaubens durch zahlreiche Opfer immer neu bewirkt werden soll, ist in der Heilstat Christi bereits geschenkt: die Zuwendung und Liebe Gottes.

Von dieser liebenden Zuwendung Gottes her bekommt nun auch unsere Antwort darauf eine andere Dimension. Gefordert wird die vorbehaltlose und ganzheitliche Bereitschaft des Menschen, alle Bereiche seines konkreten, alltäglichen Lebens als Dienst vor und für Gott zu begreifen und zu gestalten. Dadurch wird von Seiten des Christen die liebende Hingabe Jesu an den Vater nachvollzogen. Deshalb werden das Lob Gottes und die Liebe zum Nächsten ausdrücklich „Opfer“ genannt: „Durch ihn(=Christus) also lasst und Gott allezeit das Opfer des Lobes darbringen, nämlich die Frucht der Lippen, die seinen Namen preisen. Vergesst nicht Gutes zu tun und mit anderen zu teilen; denn an solchen Opfern hat Gott gefallen“ (Hebr 13,15f). Der Glaubensgehorsam und die Erfüllung von Gottes Willen treten im christlichen Bereich an die Stelle der früheren Opfer. „Gegen alle Versuchung einer neuen Werk-Gerechtigkeit muß der christliche Glaube nachdrücklich darauf beharren, daß Gottes Zuwendung und Liebe zum Menschen nicht erst durch irgendwelche Opfer erwirkt werden muß; nicht nach dem Maß menschlicher Leistung, sondern nach der Überfülle der Opfertat Christi bemisst sich Gottes Gnade und Liebe“ (A. Schilson)

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

8. Das Opfer in der Zeit nach Christus

Weil Gnade vor Gott nur in der glaubenden Teilhabe an Christi einmaligem Opfer gegeben ist, leben christliche Frömmigkeit und christlicher Gottesdienst zunächst aus Dank und Lobpreis für solch unverdiente Gnade. Auch das christliche Leben gestaltet sich nur aus der Glaubensgemeinschaft mit Jesus Christus.

Eine lebendige Christusfrömmigkeit entfaltet sich in dreifacher Teilnahme am Opfer Christi:

1. in der *Taufe*, welche die Übereignung in den Tod Christi bedeutet und ein Leben „in Christus“ begründet: „Wisst ihr denn nicht, daß wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft wurden, auf seinen Tod getauft worden sind? Wir wurden mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod...; so werden wir mit ihm auch in seiner Auferstehung vereinigt sein“ (Röm 6,3-5; Kol 2,12).

2. in der *Eucharistie*, in der eine wirkliche Begegnung mit Jesus Christus und seiner Selbsthingabe geschieht, wobei wir in dieser Begegnung schrittweise zur Selbstfindung und Selbstwerdung gelangen. Wir feiern in der Eucharistie den Tod Jesu als radikalste Weise des Loslassens. Dadurch soll auch uns gelingen, das loszulassen, was zu unserem Menschsein gehört. Der Mensch muß, um reifen zu können, seine Vergangenheit loslassen, er muß die Kindheit, die Jugend, die Kraft der Lebensmitte aufgeben; er muß Besitz, Erfolg, Erreichtes loslassen, um offen zu sein für Neues. In der Eucharistie halten wir alles Gott hin, damit er es annehme und verwandle. Wir lassen es los und überlassen es ihm, damit er es uns verwandelt wieder zurückgebe. Wandlung aber kann nur geschehen, wenn wir nicht krampfhaft festhalten an uns und an unserem Leben.

3. in der alltäglichen *Nächstenliebe*, welche konkrete Nachfolge Jesu und Vergegenwärtigung seiner Hingabe an die Menschen meint.

Das christliche Leben mitten in der Welt, - das ist in der Zeit nach Christus der Ort, an dem wirklich werden kann und soll, was überhaupt noch „Opfer“ heißen kann: die ungeteilte Hingabe an Gottes Willen und die vorbehaltlose Bereitschaft, sich ganz und gar in den Dienst der Gottesherrschaft zu stellen und so die Gemeinschaft mit Christus zu leben.

Diese umfassende Selbsthingabe im Opfer des Lebens gründet auf Gottes bedingungsloser Zuwendung zum Menschen in Christus. Solche Selbsthingabe muß deshalb frei sein von jeglicher Künstlichkeit, besonders von jener un-christlichen Verkehrung, wonach nur in Auswahl einzelne Dinge, Momente oder Teilbereiche des Lebens als Opfergabe eingesetzt werden anstelle der Ganzhingabe.

Was also das Opfer betrifft, so ist zwar auszuschließen, daß wir Gott etwas darbringen können, um seine Gnade zu erwirken. Und dennoch ist sehr wohl auch der Mensch mit seinem Bemühen gefragt, so schwer dies auch zu verstehen ist. Auch vom Opfer gilt, was Gregor der Große vom Wort Gottes sagt: „*Lebe* das Wenige, das du verstehst, und das Geheimnis wird sich dir mehr und mehr erschließen!“.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

9. Das „Opfer“ im jüngsten kirchlichen Dokument

Im Jahr 2004 gab der Vatikan ein Schreiben der Gottesdienst-Kongregation heraus, das konkrete Ratschläge und Empfehlungen für das Eucharistische Jahr enthält. Aus diesem Dokument sei hier im Wortlaut das wiedergegeben, was es über die Eucharistie als Opfer enthält:

Die Eucharistie ist das Sakrament des Opfers Christi am Kreuz. Vom Beginn der Menschwerdung im Schoß der Jungfrau Maria bis zum letzten Atemzug am Kreuz ist das Leben Jesu ein ununterbrochenes Opfer, eine beständige Hingabe an den Willen des Vaters. Der Höhepunkt ist das Opfer Jesu auf Kalvaria: „Sooft das Kreuzesopfer, in dem ‚Christus unser Osterlamm, geopfert wurde‘ (1 Kor 5,7), auf dem Altar gefeiert wird, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung“ (Lumen Gentium,3; KKK=Kath. Katechismus der Kirche, Nr.1364). Dieses einzige und ewige Opfer wird im Sakrament des Altares dargebracht und wirklich gegenwärtig. „Das Opfer Christi und das Opfer der Eucharistie sind ein einziges Opfer“ (KKK, 1367).

Mit diesem vereint die Kirche ihr Opfer, um in Christus ein Leib und ein Geist zu werden. Sichtbares Zeichen dafür ist der Empfang der Kommunion. An der Eucharistie teilzunehmen, dem Evangelium, das wir hören, zu gehorchen, den Leib des Herrn zu essen und sein Blut zu trinken bedeutet, aus unserem Leben ein Gott wohlgefälliges Opfer zu machen: *durch Christus, mit Christus und in Christus*.

Wie die liturgische Feier der Eucharistie auf das Opfer gegründet ist, das Christus in seinem irdischen Leben ein für allemal dargebracht hat (vgl. Hebr 5,7-9), und es sakramental vergegenwärtigt, so soll unsere Teilnahme an dieser Feier die Opfergabe unseres Lebens einschließen.

In der Eucharistie bringt die Kirche das Opfer Christi dar und opfert sich mit ihm. Der Opfercharakter der Eucharistie fordert unser Leben heraus und führt zur Spiritualität des Opfers, der Selbsthingabe, der Selbstlosigkeit und der Hingabe, die ein christliches Leben erfordert.

Brot und Wein, die wir zum Altar bringen, drücken unser eigenes Leben aus: das Leiden und das Bemühen, wie Christus und nach dem Gebot, das er seinen Jüngern gegeben hat, zu leben. Der Empfang des Leibes und Blutes Christi drückt unser „Hier bin ich“ aus, durch das wir Christus in uns denken, sprechen und handeln lassen.

Die eucharistische Spiritualität des Opfers soll unseren Alltag durchdringen: Die Arbeit, die Beziehungen, die verschiedenen Tätigkeiten; das Bemühen, die Berufung als Eheleute, als Eltern und als Kinder zu leben; die Hingabe an ihr Weiheamt für die Bischöfe, Priester und Diakone; das Zeugnis der geweihten Personen; der christliche Sinn des physischen Schmerzes und des seelischen Leidens; die Verantwortung, in den verschiedenen Bereichen die irdische Gesellschaft nach den Werten des Evangeliums aufzubauen...(aus dem oben genannten Dokument).

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

10. Eucharistie als Versammlung und als Handlung

Die Feier der Eucharistie stand von Anfang an im Mittelpunkt der regelmäßigen *Gemeindeversammlungen*. Das hat im christlichen Altertum dazu geführt, dass Namen, die zunächst die Versammlung bezeichnen, auf die Eucharistie übertragen wurden. In diesem Sinn wurde vorübergehend das griechische Wort „*synagoge*“ verwendet; seit dem 4.Jh. aber vor allem „*synaxis*“.

In lateinisierte Form (*sacra synaxis*) lebt das Wort als Bezeichnung für die liturgische Versammlung im Mittelalter weiter und wird am Ende gelegentlich wieder für die Eucharistie verwendet.

Der Tag der Auferstehung war der Feiertag, der die Christen kennzeichnete. Der Herrentag ist für sie auch der Tag der Versammlung zur Glaubensgemeinschaft. An diesem Tag kommen diejenigen zusammen, die ihre Hoffnung miteinander teilen und gemeinsam Gott dafür danken wollen. Dies tun sie aus innerer Notwendigkeit heraus. Ihr Christsein besteht darin, dass ihr Gott sie zusammengerufen hat. So wichtig es ist, dass jeder auch seine eigene Geschichte mit seinem Gott hat, so wichtig ist auch, dass die Christgläubigen zusammenkommen, um sich als das neue Volk Gottes darzustellen und aus der einen Gabe des Geistes erneuert zu werden.

Seit dem 4. Jh. ist das Wort „*Handlung*“ für liturgische Handlungen der Christen im allgemeinen bezeugt, aber auch für die Feier der Eucharistie im besonderen. Dieser Sprachgebrauch scheint von der heidnischen Kultursprache übernommen zu sein.

Eine alte, aber spärlich bezeugte Bezeichnung für die Feier der Eucharistie ist „*agenda*“ (=das zu Tuende). So spricht das 2. Konzil von Karthago (387) von „*agere agendam*“, „*agendam celebrare*“. Das Wort wird auch im Mittelalter noch gelegentlich in dieser Bedeutung, zumeist jedoch für andere liturgische Feiern bzw. auch für liturgische Bücher verwendet.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

11. Die „Messe“

Als Bezeichnung für die Eucharistiefeier ist wohl der Name „Messe“ am bekanntesten. Er ist seit dem 5. Jh. im Abendland allmählich fast allein herrschend geworden. Das lateinische Wort „missa“, eine Nebenform von „missio“, ist gleichbedeutend mit „dimissio“, Entlassung.

Das Wort scheint also das genaue Gegenteil von Versammlung zu besagen, eben die *Auflösung* der Versammlung. Das war auch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes.

Weil aber am Schluss der kirchlichen Versammlung regelmäßig ein Segen über die Gläubigen gesprochen wurde, nahm das Wort im kirchlichen Sprachgebrauch die Bedeutung von „Segen“ an. So wurde bald auch jede andere kirchliche Feier, die mit einem Segen schloss, „missa“ genannt.

Schließlich wurde das Wort jener Feier vorbehalten, die nicht nur einen Segen enthielt, sondern selber durch und durch Segen und Heil für die Menschen bedeutet.

„Ite missa est“ - Geht, es ist Entlassung: Das ist eine jener Schlussformeln, mit denen man auch schon im alten Rom den Schluss einer weltlichen Versammlung ansagte. Sie ist nur durch das bestätigende „Deo gratias = Dank sei Gott“ in die religiöse Sphäre erhoben. Das Wort „missa“ steht hier noch in seiner ursprünglichen Bedeutung: Entsendung, Entlassung.

Gewiss bedeutet das nicht, dass der Christ nun alles abschütteln und abstreifen soll, was er soeben erlebt hat. Er kann daran denken, dass „missa“ (Messe) im tieferen Sinn die große Weihe besagt, in die sein ganzes Leben von neuem hineingenommen wurde.

Der Name „Messe“ blickt zwar auf den Abschluss, auf die Entlassung; dies aber auch in dem Sinne, daß sich der ganze Gottesdienst noch einmal in Segen verdichtet. So darf mit Dankbarkeit bedacht werden, dass die Feier der Eucharistie in den Segen ausmündet, dessen Zuspruch und Bitte der versammelten Gemeinde, aber auch der Kirche und der Welt gelten.

P. Pius Agreiter

OSB

Gedanken zur Eucharistie

12. Eröffnung der Eucharistiefeier – Der Einzug

Die Feier der Eucharistie ist die eigentliche Darstellung und Offenbarung der Kirche als Gemeinschaft. Die Eucharistie setzt daher normalerweise die Versammlung voraus. Es geht jedoch nicht um irgend eine prophane Zusammenkunft, sondern um eine Versammlung zu Gott hin, ja, um eine Versammlung, die Gott beruft (Jungmann, Messe im Gottesvolk).

Die Versammelten müssen deshalb zunächst in den „göttlichen Bereich“ hineinsteigen. Hier trifft das zu, was Josef Pieper gegen die „vermenschlichte“ Art im Gottesdienst schreibt: „Dem wirklichen Menschen ist es wider die Natur, auf das bloß Menschliche eingeschränkt zu sein; er übersteigt vielmehr um Unendliches den Menschen. Der wahrhaft humane Daseinsraum umfasst noch ganz andere Bereiche; und ihre Atemluft ist gerade nicht die Wohnzimmer-Atmosphäre. In diesen Bereichen mögen mir auch an meinem Nachbarn weit weniger seine privaten und zivilen Lebensumstände von Interesse sein als vielmehr die Tatsache, daß wir gleichermaßen, er wie ich, auf den Tod hin existierende Menschen sind, erschaffen-gefallen-erlöst, und jetzt im Begriff, gemeinsam am Tisch Gottes das Brot des Lebens zu empfangen“.

Es genügt also nicht, daß da Menschen versammelt sind. „Die Liturgie muß auch schon dem Akt der Versammlung eine entsprechende Gestalt geben“ (Jungmann).

Dies soll nun bereits mit dem Einzug des Priesters und seiner Mitwirkenden geschehen. Was diesbezüglich seit einigen Jahrzehnten in vielen Pfarreien wenigstens an Festtagen praktiziert wird, ist in der Geschichte der Kirche nichts Neues. Es wurde vielmehr ein jahrhunderte-alter Brauch wieder aufgenommen. Schon seit der ersten christlichen Zeit gehört die Einzugsprozession zu den wichtigen Elementen der Eucharistiefeier. Die alten römischen Basiliken hatten die Sakristei gleich neben dem Eingang, so daß sich ein wirklicher Einzug durch die Kirche und die Reihen der Gläubigen vollziehen musste.

Erst im 2. Jahrtausend (in welchem übrigens vieles vom ursprünglichen Eucharistieverständnis verloren ging!), in der Romanik und in späteren Epochen baute man die Sakristei meist in unmittelbarer Nähe des Altares, so daß ein längerer Einzug nur mehr über einen Umweg möglich ist.

In der „Allgemeinen Einführung zum Neuen Messbuch“ (AEM) wird die ursprüngliche Praxis des Einzugs übernommen und in ihrer konkreten Gestaltung ausgeweitet: In der Eucharistiefeier – ob an Werktagen oder an Sonntagen – kann zum Einzug des Priesters und seiner Assistenz das Kreuz vorangetragen werden...; zwei Kerzenträger begleiten den Kreuzträger.... Aufgabe des Diakons wäre es, das Evangeliar in der Einzugsprozession mitzuführen und auf den Altar zu legen; kann aber ein Diakon nicht mitwirken, so darf auch ein Lektor bzw. ein Ministrant das Evangelienbuch tragen. (vgl. AEM, 82 und 84).

Eine solcherart gestaltete Einzugsprozession soll den Versammelten bereits verdeutlichen: Der Herr selbst zieht in seine Gemeinde ein; mit ihm ziehen die Gläubigen durch den Tod ins Leben (A. Kuhne, Die liturgischen Dienste).

Durch den Einzug mit dem Evangelienbuch, das dann auf den Altar gelegt wird, soll auch deutlich werden: Christus selber spricht in der Verkündigung des Wortes, er selbst bringt sich als Opfer dar und schenkt uns Anteil am eucharistischen Festmahl.

„Die wesentliche Einheit dieser verschiedenen Elemente der Messe - Wortliturgie und Eucharistie – gilt es, schon durch die Einzugsprozession konkret sichtbar werden zu lassen“. (Kard. Lustiger, Die Heilige Messe).

P. Pius Agreiter OSB

Zum „Gedanken zur Eucharistie“

13. Eröffnung der Eucharistiefeier – Der Eröffnungsgesang

Der Gesang zur Eröffnung wird zum Einzug des Priesters von einem Chor oder der Gemeinde oder auch abwechselnd von beiden vorgetragen. Auch vom Inhalt her ist er eine Ouvertüre zum jeweiligen Festtag, eine Einstimmung in den liturgischen Charakter der betreffenden Eucharistiefeier.

Der Eröffnungsgesang war ursprünglich (weil immer eine Einzugsprozession vorgesehen war) ein antiphonischer, d. h. ein „Gegengesang“, der abwechselnd von zwei Chören vorgetragen wurde, und zwar so, dass der eine Chor den Vorvers bzw. Kehrvers vortrug, den auch die ganze Gemeinde mitsingen konnte, und der andere Chor (Schola) Psalmverse dazwischen sang. Je nachdem, wie lang die Einzugsprozession war, verlängerte man auch den Gesang durch weitere Psalmverse und durch die Wiederholung des Kehrverses.

Das Vorspiel einer Orgel kannte man natürlich noch nicht. Auch sonstige Instrumentalmusik wurde aus der frühen christlichen Kirche ferngehalten. Dies erklärt sich aus der Auseinandersetzung des jungen Christentums mit den heidnischen Kulturen, in denen unter anderem auch die Instrumentalmusik ihren festen Platz hatte.

Erst Ende des 8. Jh. tritt allmählich auch ein Orgelstück oder ein entsprechendes Lied an die Stelle des Gegengesangs.

Was aber bedeutet und bezweckt eigentlich der Eröffnungsgesang? Er hat die Aufgabe, die Verbundenheit aller Teilnehmer zu vertiefen, die durch das erste gemeinsame Lied zur gottesdienstlichen Gemeinschaft „sich zusammensingen“ sollen (Jungmann).

Er ist daher kein Gesang, den der Einzelne für sich selber nur „anhört“; er ist ein wesentlich gemeinschaftlicher liturgischer Akt, bei dem sich jeder Einzelne mit den anderen zusammen in ein Wort einfügt, das an Gott gerichtet ist. Durch diesen gemeinsamen geistlichen Akt wird eine Gemeinschaft der Anbetung und der Bitte zwischen bisher getrennten und oft einander fremden Menschen geschaffen. Alle gleichzeitig, aus einem Herzen und mit demselben Gebet beginnen sie, Gott zu lobsing.

Ob gut oder schlecht gesungen wird, ist eine andere Frage; ob ein- oder mehrstimmig, ist nochmals eine andere und keineswegs unerhebliche Frage. „Grundsätzlich aber ist für den Eröffnungsgesang eine Form zu bevorzugen, die zwischen Chor, Vorsänger und Gemeinde abwechseln lässt, weil dadurch der Zusammenschluss der verschiedenen Teilnehmer zu einer Gemeinde stärker zu spüren ist“ (Hand Musch, Musik im Gottesdienst).

Der Eröffnungsgesang ist jedenfalls wichtig, um ins Gebet hineinzufinden und die liturgische Versammlung zu bilden.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

14. Eröffnung der Eucharistiefeier – Begrüßung und Einführung

Jede Zusammenkunft hat ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten und Gepflogenheiten. Zu diesen gehört auch die Begrüßung. So ist es nur normal, dass auch zu Beginn der Eucharistiefeier die Gläubigen von ihrem Vorsteher begrüßt werden und seinen Gruß erwidern.

Die erste Begrüßung gilt jedoch Christus, indem der Priester durch den Altarkuss Ihn begrüßt und verehrt. Diese Verehrung kann noch durch Inzensieren des Altares erweitert werden. Der Gebrauch des Weihrauches, eines Gemisches verschiedener Baumharze, war schon im alttestamentlichen Tempelkult und im religiösen und bürgerlichen Leben des heidnischen Altertums bekannt. Die Christen lehnten ihn als heidnisch – wie aus dem gleichen Grund auch die Instrumentalmusik – zunächst ab. Nach der konstantinischen Wende, also schon seit Mitte des 4. Jh., wurde jedoch auch diese Sitte vom Osten her übernommen. Der Weihrauch wurde zum Symbol des Gebetes - entsprechend dem zweiten Vers des Psalms 140: „Wie Weihrauch steige mein Gebet zu dir empor“.

Nach der Verehrung Christi, dessen Symbol der Altar ist, begibt sich der Priester an seinen Sitz oder an den Ambo und begrüßt die Gemeinde. Zunächst stellen sich Priester und Gemeinde durch das gemeinsame Kreuzzeichen unter das Kreuz Christi und bekunden damit, dass sie von diesem Kreuz das Heil erwarten. „Dann ruft der Priester der versammelten Gemeinde durch den Gruß die Gegenwart des Herrn ins Bewusstsein. Durch diesen Gruß und die Antwort der Gemeinde wird das Gegenwärtigsein des Mysteriums der Kirche in der feiernden Gemeinde zum Ausdruck gebracht“ (Allgem. Einf. in das Messbuch, 28).

Wenn wir auf der Straße zu jemandem „Grüß Gott“ sagen, denken wir kaum daran, dass wir mit diesem Gruß einen Dritten ins Spiel bringen, eben Gott. Dies aber gilt erst recht bei der Begrüßung zu Beginn des Gottesdienstes. Schon die kurze Grundformel „Der Herr sei mit euch“ macht deutlich, dass es hier um mehr geht als nur um menschliche Höflichkeit und Sympathie. Der Herr ist es, den sich die Grüßenden gegenseitig zusagen; denn in seinem Haus, an seinem Tisch und zu seinem Mahl haben sie sich versammelt.

Die Gemeindeantwort „Und mit deinem Geiste“ war zunächst nichts anderes als eine hebräische Weise zu sagen: „Und auch mit dir“. Dieser Hebraismus hat jedoch schon seit dem 4. Jh. (z. B. bei Johannes Chrysostomus, gest. 407) eine theologische Deutung erfahren. Unter „Geist“ versteht man hier die Amtsgnade des Amtsträgers als Gabe des Hl. Geistes, die ihm bei der Priesterweihe durch Handauflegung und Gebet übertragen wurde. Der Gegengruß der Gemeinde kann daher als kleine Fürbitte für ihren Vorsteher verstanden werden, er möge seine Vorsteheraufgabe mit Hilfe der ihm verliehenen Amtsgnade gut versehen.

Nun hat der Priester die Möglichkeit, die Gläubigen in die Tagesliturgie einzuführen. Damit ist von der Liturgiereform ein sehr wichtiges Element der Spontaneität und Freiheit in den Eröffnungsritus eingefügt worden. Diese Einführung soll und darf jedoch nur mit ganz wenigen Worten („brevissimis verbis“) geschehen, damit der Charakter des Eröffnungsritus gewahrt bleibt. „Die Eröffnung drängt zur Sache, in deren Dienst sie steht“ (B. Senger).

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

15. Die Eröffnung der Eucharistiefeier – Der Bußakt

Der Bußakt hat die Aufgabe, aus den versammelten Gläubigen eine Gemeinschaft zu formen, die fähig ist, in der rechten Weise das Wort Gottes zu hören und würdig die Eucharistie zu feiern. Die Eucharistiefähigkeit setzt die Versöhnung mit der Kirche und mit allen Menschen voraus. Es entspricht deshalb ganz den biblischen Weisungen, wenn das älteste außerbiblische Dokument, die sogenannte Didakè (Lehre der Apostel), mahnt: „Am Herrentag kommt zusammen, brecht das Brot und feiert die Eucharistie, nachdem ihr vorher eure Sünden bekannt habt, damit euer Opfer rein sei“ (Did. 14,1). Wir denken hier an das Wort Jesu: „Wenn du deine Gabe zum Altar bringst..., gehe zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder“ (Mt 5,24); oder an die Mahnungen der Apostel: „Jeder prüfe sich und esse dann von dem Brot“ (1 Kor 11,28); „bekennt einander eure Sünden und betet füreinander, auf dass ihr Heilung erlangt“ (Jak 5,16); „lasst euch mit Gott versöhnen“ (2 Kor 5,20).

Es muss allerdings bedacht werden, dass die Eucharistiefeier insgesamt und insbesondere die Kommunion sündentilgende Kraft hat. Nicht vergessen werden darf auch, dass die Vergebungsbitte zur Eröffnung nur eine der vielen innerhalb der Eucharistiefeier ist. So heißt es im Gloria: „Lamm Gottes...du nimmst hinweg die Sünden der Welt, erbarme dich unser“; im Vaterunser: „Vergib uns unsere Schuld“; das Gleiche gilt auch für den Ruf „Lamm Gottes“; und „Herr, ich bin nicht würdig“. Doch wird im Bußakt gleich am Anfang der Eucharistiefeier eine begleitende Grundhaltung artikuliert: Wir bekennen, dass wir des Erbarmens Gottes und der Vergebung der Brüder und Schwestern bedürfen.

Eine der vorgesehenen Formen ist das „*Schuldbekennen*“. Dabei wird einerseits durch die Ich-Form das persönliche Bekenntnis des einzelnen gefordert; andererseits wird durch das gemeinsame Sprechen aller zum Ausdruck gebracht, dass man dazu steht, voreinander und miteinander schuldig geworden zu sein.

In der Neufassung des Schuldbekenntnisses wird Schuld nicht nur im Tun des Bösen, sondern auch im Unterlassen des Guten erkannt. Es geht im christlichen Sinn tatsächlich nicht nur darum, wie weit gegen Gebote und Verbote gefehlt wurde, sondern auch in welcher Weise man versucht hat, das Gute im Geiste Christi zu verwirklichen und dem Frieden und der Versöhnung zu dienen.

Auch der *Kyrie-Ruf* wird mit dem Bußakt verbunden. Dies ist allerdings etwas problematisch, es sei denn, es wird richtig damit umgegangen. Tatsächlich besteht die Gefahr, „dass der Charakter des Lobpreises, der Huldigung und des Herbeirufens des erhöhten Herrn in seine Gemeinde beeinträchtigt wird und dass das ‚Kyrie eleison‘ vom Bußcharakter aufgesogen wird, indem man es als Demutsbitte um Erbarmen auffasst“ (B. Senger). – Mehr über das „Kyrie“ im nächsten Beitrag.

Durch den Bußakt kommt die Liturgie einem Grundbedürfnis des Menschen entgegen, das darin besteht, von seiner Schuld befreit zu werden. „Der Mensch weiß sich fehlbar und unrein vor der Heiligkeit Gottes. Er ist sich bewusst, dass er immer wieder der Umkehr und des Neuanfangs bedarf, wenn er vor Gott hintritt. Das war so in allen Kulturen und zu allen Zeiten. Der ‚moderne‘ weit verbreitete Unschuldswahn und die auftrumpfende Selbstherrlichkeit, die meint, sich vor keinem verantworten zu müssen, sind Produkte der Aufklärung“ (B. Krautter).

P. Pius Agreiter OSB

17. Die Eröffnung der Eucharistiefeier – Das „Gloria“

An Sonntagen (außerhalb der Advents- und Fastenzeit), an den Festen und Hochfesten und bei bestimmten Gelegenheiten wird das Kyrie durch das „Gloria“ fortgesetzt und erweitert. Unter „Gloria“ ist nicht irgendein Lobgesang gemeint. Anders ist es mit den sogenannten *Glorialiedern*. Im Unterschied etwa zu Frankreich oder auch Italien verfügen wir im deutschen Sprachgebiet über eine beträchtliche Zahl solcher Lieder, die „zum Gloria“ gesungen werden können. Freilich ist nicht jedes davon ein adäquater Ersatz für das eigentliche „Gloria“ mit seinem reichen theologischen Inhalt.

Das „Gloria in excelsis Deo“ (Ehre sei Gott in der Höhe) gehört zu jenen zahlreichen Hymnen, die von der ältesten Kirche gedichtet wurden. Dieser Hymnus war zuerst ein Teil des Morgenlobes und wurde erst seit dem 4. Jh. allmählich in die Eucharistiefeier eingefügt. In seinem Aufbau können wir *drei* Teile unterscheiden:

1) Der Gesang der Engel in der Heiligen Nacht: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden“ (Lk 2,14). Das erste Wort „Gloria“ (Ehre) verdient besondere Beachtung. Nicht umsonst ist es zum Kennwort des ganzen Hymnus geworden. Die Ehre Gottes bedeutet nicht nur eine Ehrung, die ihm von den Menschen erwiesen wird, sondern zuerst die Offenbarung der Größe und Liebe, die Gott in sich besitzt, die Offenbarung seiner Herrlichkeit in Jesus Christus. Der Gesang der Engel hat als markantes Schriftwort den Charakter eines Vorworts, das wie eine Thema-Angabe über dem Hymnus steht. Es folgen dann zwei Hauptteile, die den beiden Gliedern des biblischen Leitworts zugeordnet sind: Gott die Ehre, den Menschen Friede.

2) Nach dem Gesang der Engel reiht der Hymnus verschiedene Verben (Tunwörter) und göttliche Namen hintereinander: Wir *loben* dich, wir *preisen* dich, wir *beten* dich an, wir *rühmen* dich und *danken* dir; denn groß ist deine *Herrlichkeit*; *Herr* und *Gott*, *König* des Himmels, *Gott* und *Vater*, *Herrscher* über das All. - Alle diese Ausdrücke und Namen wollen den ganzen Menschen erfassen und ihn mit allen Fasern seines Herzens zum Lobpreis der Herrlichkeit Gottes anspornen. Josef A. Jungmann schreibt dazu: „Der Blick ist im heiligen Stolz der Kinder Gottes ganz auf Gottes Ehre und Schönheit gerichtet; wir sind glücklich, daß wir seine Herrlichkeit preisen dürfen.“

3) Unvermittelt, wie von selbst geht dann der dankerfüllte Blick auf Christus über. Wir wenden uns zu dem hin, in dem der Friede des Himmels zu uns gekommen ist und rufen zu ihm, der als „Lamm Gottes“ für uns gelitten hat und nun zur „Rechten des Vaters sitzt“.

Im dreimaligen „Du allein“ (Denn du *allein* bist der Heilige, du *allein* der Herr, du *allein* der Höchste) ist noch der Gegensatz zum Heidentum herauszuhören, das den Kaiser oder sonst irgendeinen Machthaber als den Heiligen, Herrn und Höchsten verehrte. Diese Titel sollen nun für Christus allein gelten; ihm allein sprechen wir im Hymnus diese Ehre zu.

Der Hymnus schließt mit einem Lob auf die Dreifaltigkeit: „Jesus Christus, mit dem Heiligen Geist, zur Ehre Gottes des Vaters.“ So steht Gottes *Ehre* am Anfang und am Ende des Hymnus, der mit Recht einfach „Gloria“ genannt wird.

Gedanken zur Eucharistie

18. Die Eröffnung der Eucharistiefeier – Das Tagesgebet

Gemäß einem oft angewendeten liturgischen „Baugesetz“ wird in der Eucharistiefeier jeweils am Ende eines Teiles ein Gebet eingefügt; so am Ende der Eröffnung, am Ende der Gabenbereitung und am Ende der Kommunion.

Das Gebet am Ende der Eröffnung hat im Laufe seiner Geschichte verschiedene Namen erhalten, die seine Bedeutung von verschiedenen Seiten beleuchten.

- a) „*Oratio*“: In der altrömischen Liturgie versteht man unter diesem Begriff eine in feierlicher Form vorgetragene Rede vor Gott. Der Priester als Vorsteher der Feier spricht sie als Amtsgebet für die versammelte Gemeinde.
- b) „*Collekta*“ - von „*colligere*“ (= zusammentragen, zusammenfassen): So wird dieses Gebet noch in der lateinischen Ausgabe des Messbuches von 1975 genannt. Der Name „*Collecta*“ hebt den *zusammenfassenden Aspekt* dieses Gebetes hervor. Der Priester fasst die vorausgegangenen stillen Gebete der Mitfeiernden zusammen und trägt sie, kurz gefasst, stellvertretend für die ganze Gemeinde vor Gott.
- c) „*Tagesgebet*“: Die Herausgeber des neuen Messbuches für das deutsche Sprachgebiet entschieden sich für die Bezeichnung „*Tagesgebet*“. Darin kommt zum Ausdruck, daß dieses Gebet einem bestimmten Tag des Kirchenjahres zugeordnet ist. Dazu kommt, dass dieses Gebet in der Regel auch das Abschlussgebet der Tagzeiten (z. B. der Vesper) des betreffenden Tages bildet. So verbindet das Tagesgebet die Eucharistie mit der Tagzeitenliturgie, es eint die gesamte Liturgie eines Tages.

Das Tagesgebet hat (nach dem Muster der römischen Oration) eine feststehende Struktur:

- a) *Gebetseinladung*: Sie besteht aus den drei Worten „Lasset und beten“. Durch ihre Prägnanz und Kürze passt diese Einladung in jeden Zusammenhang und nimmt nichts vom Inhalt des Gebetes vorweg.
- b) *Kurze Stille*: Eine kurze Pause nach der Einladung ermöglicht das „heilige Schweigen“ der Gemeinde. „In dieser Stille soll sich jeder auf die Gegenwart Gottes besinnen und sein eigenes, ganz persönliches Gebet im Herzen formen“ (Allgem. Einf. zum Messbuch,32).
- c) *Gebet*: Das vom Priester vorgetragene Gebet fasst die persönlichen Gebete der einzelnen Mitfeiernden zusammen und bringt sie vor Gott, indem er auch das bestimmte Heilsgeheimnis des Festes oder den Anlass des Tages zum Ausdruck bringt. In den allermeisten Fällen wird das Gebet durch den Mittler Jesus Christus im Heiligen Geist an Gott-Vater gerichtet.

Die Gemeinde beschließt das Gebet, das der Priester immer in der Wir-Form vorträgt, mit dem hebräischen „*Amen*“, das in den meisten Sprachen unübersetzt bleibt und die Bedeutung hat: „Ja, so sei es!“ oder „Ja, so ist es“. Mit ihrem Amen macht sich also die Gemeinde das vom Priester vorgetragene Gebet zu eigen und setzt gleichsam ihre Unterschrift darunter.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

19. Der Wortgottesdienst - Allgemeines

Der eucharistischen Feier werden bereits im 2. christlichen Jahrhundert biblische Lesungen vorangestellt. Auf die Eröffnung folgt als erster Hauptteil der Eucharistiefeier der Wortgottesdienst. Hier hat Gottes Wort seinen absoluten Vorrang, dem Menschen kommt zunächst das Hören zu.

Es war ein besonderes Anliegen des II. Vat. Konzils, bei den liturgischen Feiern „die Schriftlesung reicher, mannigfaltiger und passender“ auszugestalten. Bezüglich der eucharistischen Feier bestimmt das Konzil, „daß den Gläubigen der Tisch des Gotteswortes reicher bereitet werde“ (Liturgiekonstitution,51).

Darum wurde vorgesehen, „dass innerhalb einer bestimmten Anzahl von Jahren die wichtigsten Teile der Heiligen Schrift dem Volk vorgetragen werden“ (ebd.). Der Grund für diese Erweiterung wird in der „Allgem. Einführung zum Messbuch“ wie folgt angegeben: „In den Lesungen, welche dann von der Homilie (Predigt) ausgedeutet werden, spricht Gott zu seinem Volk, offenbart er das Erlösungs- und Heilsmysterium und nährt er das Leben im Geiste“ (AEM,33).

„Das Hören des Gotteswortes soll die Gläubigen zu der Einsicht bringen, dass die Großtaten Gottes, die da verkündet werden, ihren Höhepunkt im Ostermysterium erreichen, dessen Gedächtnis in der Messe sakramental gefeiert wird“ (J. Hermans). In der Eucharistiefeier ist also der Wortgottesdienst (der auch ein in sich abgerundetes Ganzes bilden kann) auf die sakramentale Feier ausgerichtet. Diese wechselseitige Beziehung von Wort und Sakrament wird vom 2. Vat. Konzil in dem alten Bild der zwei Tische zum Ausdruck gebracht: „Tisch des Wortes“ und „Tisch des Brotes“.

In den kirchlichen Verlautbarungen wird unter Bezugnahme auf die Konzilsaussagen wiederholt hingewiesen, dass Christus selbst in seinem Wort inmitten der Gläubigen gegenwärtig ist. „So kommt es, dass in der Messe die Kirche nicht aufhört, vom Tisch des Wortes Gottes wie auch vom Tisch des Leibes Christi die Nahrung für das Leben zu empfangen und den Gläubigen zu reichen“ (vgl. AEM,33).

„An beiden Tischen wird die Kirche geistlich genährt – an dem einen mehr, indem sie *unterwiesen* wird, an dem anderen vor allem, indem sie *geheiligt* wird. In der Feier des Wortes Gottes wird der göttliche Bund *verkündet*, in der Feier der Eucharistie der neue und ewige Bund *erneuert*. Hier wird die Heilsgeschichte in vernehmbaren Worten *ausgerufen*, dort wird dieselbe Heilsgeschichte unter den sakramentalen Zeichen der Liturgie *vollzogen*“ (Pastorale Einf. uns Messlektionar,10).

In seinem Schreiben zum Jahr der Eucharistie „Bleibe bei uns, Herr“ kommentiert Papst Joh. Paul II. die Erfahrung der Emmausjünger und sagt: „Es ist von Bedeutung, dass die beiden Emmausjünger, die durch die Worte des Herrn entsprechend vorbereitet worden waren, ihn bei Tisch an der einfachen Geste des Brotbrechens erkannten. Wenn einmal der Verstand erleuchtet und das Herz erwärmt ist, dann sprechen die Zeichen“ (14).

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

20. Der Wortgottesdienst – Die Prinzipien der Leseordnung

a) *An Sonn- und Festtagen* bestimmen drei Prinzipien die Leseordnung:

1) *Drei Lesungen*: „Jede Messfeier hat drei Lesungen, die erste aus dem Alten Testament (in der Osterzeit aus der Apostelgeschichte), die zweite aus den Apostelbriefen oder aus der Offenbarung des Johannes, die dritte aus dem Evangelium“ (J. Hermas). Diese Aufeinanderfolge ist schon von Ambrosius von Mailand (+397) bezeugt: „Zuerst wird der Prophet gelesen, dann der Apostel, dann das Evangelium“. (Die deutschen Bischöfe erlaubten es, von den zwei ersten Lesungen auch nur *eine* zu wählen).

2) *Dreijähriger Zyklus*: Eine abwechslungsreichere und ausgiebigere Schriftlesung an den Sonn- und Festtagen wird durch eine dreijährige Leseordnung für diese Tage erreicht. Die einzelnen Lesejahre werden mit A, B, C angegeben, oder auch nach dem Evangelium benannt, das im „Jahreskreis“ verkündet wird: Matthäusjahr(A), Markushahr(B), Lukasjahr(C). Die Aufteilung ist jedoch nicht starr durchgeführt; denn jedes Jahr kommt auch das Johannesevangelium vor, und zwar in der Weihnachtszeit, in der österlichen Bußzeit und Osterzeit. Darüber hinaus wird das 6. Kapitel des Johannesevangeliums an fünf Sonntagen des Lesejahres B verkündet, wodurch die Kürze des *Markusevangeliums* ausgeglichen wird.

3) *Die Zuordnung*: Für die Zusammenstellung der Leseordnung der Sonn- und Festtage waren das Prinzip der Zuordnung, d. h. der inneren thematischen Abstimmung, und das Prinzip der „Bahnlesung“, d. h. der fortlaufenden Lesung in Auswahl, maßgebend. Diese Bahnlesung gilt jedoch nur für die zweite Lesung (Apostel) und für das Evangelium, während die erste Lesung (aus dem Alten Testament) auf das jeweilige Evangelium abgestimmt ist. Man wollte damit eine zu große Unterschiedlichkeit der Themen vermeiden, zugleich aber auch die Einheit beider Testamente herausstellen.

b) *Für die Wochentage* sind normalerweise nur zwei Lesungen vorgesehen, wobei das Evangelium eine davon ist. Für die erste Lesung gibt es zwei Jahresreihen: Reihe I ist in den ungeraden, Reihe II in den geraden Jahren zu nehmen, so z. B. in diesem Jahr 2005 die erste Reihe. Das Evangelium hingegen wiederholt sich in jedem Jahr, indem in den Wochen des Jahreskreises zuerst aus Markus, dann aus Matthäus und schließlich aus Lukas gelesen wird.

Für die Wochen außerhalb des Jahreskreises, also für die liturgisch besonders bedeutsamen Zeiten, hat man eine besondere Auswahl getroffen, die dem Charakter dieser Zeiten Rechnung trägt.

c) *Für die Heiligenfeste* ist ebenfalls eine eigene Leseordnung vorgesehen. Doch ist man nicht in jedem Fall daran gebunden. Es gibt allerdings Heiligenfeste, denen Eigenlesungen zugedacht sind und sich auf das Besondere im Leben eines betreffenden Heiligen beziehen. Für Heilige, die in der Hl. Schrift selbst vorkommen, wie z. B. Stephanus, oder die Apostel, ist es ebenfalls vorgesehen, daß man die betreffenden Stellen als Lesung bzw. Evangelium nimmt.

d) *Für besondere Anlässe*: Für die Spendung der Sakramente, für Totengottesdienste, bei bestimmten Anlässen und für Votivmessen...- für all diese und ähnliche Fälle gilt das Prinzip der Auswahl, nicht zuletzt auch im Hinblick auf den Teilnehmerkreis der Gottesdienste.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

21. Der Wortgottesdienst – Der Zwischengesang

Wer sich nicht im Zufälligen oder Willkürlichen verlieren will, wird bereit sein, eine gewisse Ordnung und bestimmte Baugesetze zu beachten. Das gilt auch für die Liturgie, ganz besonders für die Leseordnung in der Eucharistiefeier.

Die neue Leseordnung, die sich – nach einer Selbstreinigung – wieder am alten Grundschema „Prophet, Apostel und Evangelium“ orientiert, gleicht einem sorgfältig konstruierten dreistöckigen Gebäude. In jedem der drei Stockwerke ist der „Tisch des Wortes“ reich gedeckt. Soll man da auf die erste oder auf die zweite Lesung verzichten? Wie soll man auswählen? Darf man überhaupt auswählen?

Niemand baut ein dreistöckiges Haus, um dann ein Stockwerk wieder abzubrechen. Ebenso gehört zu einem dreistöckigen Gebäude auch Entsprechendes *zwischen* den Stockwerken.

Ähnliches gilt nun auch für die Lesungen in der Eucharistiefeier, die aufeinander abgestimmt sind: Sie verlangen nach einem *Zwischengesang*.

Wie ordnen sich also die Zwischengesänge in den Wortgottesdienst?

a) Der Antwortpsalm:

Der Antwortpsalm nach der ersten Lesung dient der Antwort der Gemeinden auf das vernommene Wort Gottes, und will zur betrachtenden Aneignung und Verinnerlichung des Gehörten einladen. Der Antwortpsalm ist im Lektionar nach der ersten Lesung abgedruckt. Vom Inhalt her steht er in innerem Zusammenhang zu dieser Lesung und wurde deshalb im Blick auf diese ausgewählt.

Die Psalmverse werden vom Kantor „strophenweise“ vorgetragen, während für die Gemeinde ein Kehrvers angegeben ist. Die Strophen des Antwortpsalms bestehen meist aus einem Doppelvers; das erleichtert dem Vorsänger das Singen und der Gemeinde bzw. dem Organisten die Wiederholung des Kehrverses.

b) Das Halleluja:

Im Gegensatz zum Antwortpsalm ist der Gesang, der auf die zweite Lesung folgt, nicht mehr auf die Lesung bezogen, sondern hat die Aufgabe, das Evangelium anzukündigen und einzuleiten. In der Fastenzeit wird das Halleluja durch einen anderen Ruf ersetzt (z. B. „Lob sei dir, Herr, König der ewigen Herrlichkeit“).

Der Vers, der vom Halleluja (oder von einem anderen Ruf) umrahmt wird, ist normalerweise dem Evangelium entnommen, dessen Verkündigung er vorbereitet. Das Halleluja hat immer österlichen Charakter und will eine strahlende Begrüßung des Evangeliums sein. Es soll deshalb nicht einfach rezitiert, sondern immer *gesungen* werden. Ein dahingesagtes Halleluja ist ein Widerspruch in sich: „Es gleicht einer Fußballzuschauerschaft, die in Tonstärke eines schlechtgelaunten ‚Morgen!‘ zwischen den Zähnen ‚Tor‘ sagte“ (Th. Schnitzler). Auch soll das Halleluja immer *stehend* gesungen werden – als Zeichen der Bereitschaft für Jesus, der im Evangelium auf uns zukommt.

P. Pius Agreiter OSB

22. Der Wortgottesdienst – Das Glaubensbekenntnis

a) Der Ursprung des Credo: Das Glaubensbekenntnis hat eine auf das Geheimnis der Dreifaltigkeit bezogene Struktur, die ursprünglich mit der *Taufspendung* zusammenhängt. Diese orientiert sich nach dem Wort des Herrn: „Geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ (Mt 28,19).

Als dann bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten die großen Irrlehren aufkommen, werden im Credo gerade die Lehrpunkte betont, die angegriffen und bestritten werden. So wird das Credo bis Ende des 4. Jh. allmählich mit neuen Sätzen erweitert.

Dabei muß immer folgendes bedacht werden: Jedes formelhafte Glaubensbekenntnis birgt die Gefahr in sich, den lebendigen Glauben an Gott zu einem Fürwahrhalten von Glaubenssätzen zu degradieren. Der Glaube aber besteht nicht im Fürwahrhalten eines Kirchenbekenntnisses oder eines formulierten Dogmas. Es soll klar sein: Formeln sind notwendig und wichtig, aber sie sind „Gefäße“ mit einem *Inhalt*, und um diesen geht es. Die Wahrheit des Glaubens besteht deshalb darin, dass man sich von Gott ergreifen lässt und ihn wahrhaftig bezeugt.

In diesem Zusammenhang noch eine weitere Bemerkung: Gerade weil auch das Gefäß wichtig ist, sollte man bei der Verwendung sogenannter „Credo-Lieder“ auf die Formulierung achten und, wie H. Schützeichel zurecht meint, theologisch unsinnige Texte wie z. B. „Wir glauben an die Kirche allein“ (GL 467) vermeiden.

b) Das Credo in der Messe: In die Eucharistiefeier wird das Glaubensbekenntnis erst im 11. Jh. an Sonn- und Festtagen aufgenommen. Hier dient es besonders dazu, dem gehörten Wort Gottes zuzustimmen, darauf zu antworten und sich die wesentlichen Glaubenswahrheiten in Erinnerung zu rufen, bevor die Mahlfeier beginnt. Das Credo in der Messe ist also den Lesungen zugeordnet. Wurde vorher durch den Antwortpsalm das Wort der ersten Lesung bestätigt, so bestätigt jetzt das Credo den ganzen Wortgottesdienst. Jeder spricht persönlich im eigenen Namen seinen Glauben aus, zusammen mit den anderen Gläubigen.

Diese Antwort der Gemeinde leitet zugleich über zur Danksagung, zur Eucharistie; denn dem aufmerksamen Hören und dem bewussten Bekennen erwächst das freudige Danken.

Wie oben erwähnt, hat das Credo seinen Ursprung in der Taufliturgie. Als es in die Messe aufgenommen wird, bleibt es auch in ihr ein wichtiges Element des Taufgedächtnisses. Die Taufe berechtigt und verpflichtet die Getauften zur Feier der Eucharistie, zur Danksagung und zum Lobpreis Gottes. Die Kirche hat die Eucharistie immer als das Sakrament der *getauften* Christen verstanden.

Beherzigt zu werden verdient die Mahnung des Hl. Augustinus: „Schau dich an: Dein Glaubensbekenntnis ist wie ein Spiegel für dich. Schau dort hinein, ob du alles glaubst, was du bekennt. Dann sei alle Tage froh in deinem Glauben.“

Gedanken zur Eucharistie

23. Der Wortgottesdienst – Die Fürbitten

Die Fürbitten, auch „allgemeines Gebet“ oder „Gebet der Gläubigen“ genannt, bilden den Abschluss des Wortgottesdienstes. Sie gehören zu den Elementen, von denen das 2. Vat. Konzil sagt: „Einiges, was durch die Ungunst der Zeit verlorengegangen ist, soll, soweit es angebracht oder nötig erscheint, nach der altherwürdigen Norm der Väter wiederhergestellt werden“ (Lit.-Konst.50). Seit dem 15. Jh. kennt man die Fürbitten nicht mehr; später nur am Karfreitag!

Die Aufforderung zum „allgemeinen Gebet“ ist schon an mehreren Stellen des Neuen Testaments zu finden: „Vor allem fordere ich zu Bitten und Gebeten, zu Fürbitten und Danksagung auf, und zwar für alle Menschen, für die Herrscher und für alle, die Macht ausüben, damit wir in aller Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ungestört und ruhig leben können. Das ist recht und gefällt Gott, unserem Retter; er will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen“ (1 Tim 2,1-4; vgl. 2 Kor 1,11; Eph 6,18-19).

Der Philosoph und Märtyrer Justin (+165) berichtet in seiner ältesten Darstellung der Eucharistiefeier von Gebeten „für alle anderen, die sich allerorts befinden“, die den Wortgottesdienst beschließen und die Verkündigung zusammenfassen.

Einer der bedeutendsten Liturgiewissenschaftler, Josef Andreas Jungmann, stellte nach dem Abschluss des 2. Vat. Konzils fest: „Die Wiedereinführung des Allgemeinen Gebetes hat im Konzil sofort Anklang gefunden; ist es doch ein Element, in dem die Beteiligung der Gläubigen auf ausgezeichnete Weise zur Geltung kommt, sowohl seinem Inhalt nach, indem es die von allen empfundenen Anliegen aufgreift, wie nach seiner Form als Wechselgebet.“

Das Lit. Institut in Trier macht allerdings auch auf eine Gefahr aufmerksam und mahnt: „Fürbitten sind nicht Moralappelle an Anwesende oder Abwesende, sind nicht gesellschaftskritische Äußerungen und auch nicht Indoktrination (Belehrung).“

Fürbitte heißt also positiv: Einstehen der Beter und Beterinnen vor Gott für andere Menschen in deren Sorgen und Ängsten, Nöten und Bedrängnissen.

Die „Allgemeine Einführung in das Messbuch (AEM)“ sieht etwa folgende Reihenfolge vor: a) für die Anliegen der Kirche, b) für die Regierenden und das Heil der ganzen Welt, c) für alle von verschiedener Not Bedrückten, d) für die Ortsgemeinde, e) für die Verstorbenen (AEM 46).

Das „Allgemeine Gebet“ verbindet das Leben des Alltags und die Liturgie. Deshalb gehören die Fürbitten zu den Elementen der Eucharistiefeier, die - im erwähnten Rahmen - auch frei gestaltet werden können. So ist es möglich, den „heißen Atem der Gegenwart“ in die Eucharistiefeier einzubeziehen.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

24. Die Gabenbereitung

Manche erinnern sich vielleicht noch an den Merksatz, der im früheren deutschen Einheitskatechismus vorkam: „Die heilige Messe hat drei Hauptteile: 1. die Opferung, 2. die Wandlung, 3. die Kommunion.“

Das heutige Verständnis der Eucharistie lässt uns besser von *zwei* Hauptteilen sprechen, indem wir den vorausgehenden Wortgottesdienst als ersten Hauptteil und die Eucharistiefeier im engeren Sinn als den zweiten Hauptteil betrachten. In ihr lassen sich wiederum deutlich drei Teile erkennen: 1. Gabenbereitung, 2. das eucharistische Hochgebet und 3. die Kommunion.

Auf den Wortgottesdienst folgt also die Eucharistiefeier, die mit der Gabenbereitung beginnt. Zur Gabenbereitung gehört die *Zurüstung* des Altars und das *Herbeibringen* von Brot und Wein sowie Wasser zur Feier der Eucharistie und *Gebete* über die Gaben. Die Zurüstung des „heiligen Tisches“ soll deutlich den Beginn des zweiten Hauptteiles herausstellen, der in seiner Struktur die Abendmahlsfeier Jesu nachbildet. Messbuch, Linnentuch (Corporale), Kelch und Kelchtuch (Purificatorium) sollten deshalb erst jetzt auf den Altar gestellt bzw. ausgebreitet werden (AEM 49).

Was früher „Opferung“ genannt wurde, hat zunächst mit „Opfer“ nichts zu tun, sondern meint das *Herbeibringen* der Gaben von Brot und Wein, die für das Zustandekommen der Eucharistie benötigt werden. Dies aber bleibt nicht nur ein äußerer Vorgang. Es will Eucharistie nicht nur ermöglichen, sondern eine Beteiligung daran sein, eine „Verleiblichung des inneren Ein-Gehens in das Opfer Christi“ (B. Fischer).

Im Zusammenhang mit der Herbeibringung von Brot und Wein sind auch jene geldlichen Gaben zu sehen, die der Kirche für karitative und andere Aufgaben zur Verfügung gestellt werden.

Beim Bereitstellen der Gaben spricht der Priester zwei Gebete; sie sind ein Lobpreis des Schöpfers über Brot und Wein, die als Gottesgaben, aber auch als „Frucht der Erde (des Weinstocks) und der menschlichen Arbeit“ gesehen werden. So kommt auf eine glückliche Weise noch einmal der wichtige Gedanke zum Ausdruck, dass die Gläubigen mit den Gaben sich selbst in Glaube und Hingabe schenken wollen.

Dem Wein wird etwas Wasser beigemischt. Dies wurzelt im antiken Brauch, den Wein nicht unvermischt zu trinken. Ein begleitendes Gebet sieht darin einen Hinweis auf die innige Verbindung von Gottheit (Wein) und Menschheit (Wasser) Christi und unsere Vereinigung mit ihm.

Die Gabenbereitung wird mit dem *Gabengebet* abgeschlossen. Ihm voraus geht (manchmal) die Gebetsaufforderung „Betet, Brüder und Schwestern, daß mein und euer Opfer...“, und die Antwort „Der Herr nehme das Opfer an aus deiner Hand...“. Sowohl dieses Wechselgebet wie auch manche Formulierungen des abschließenden Gabengebetes begünstigen jedoch ein grobes Missverständnis, als handele es sich bei der Darbringung der Gaben schon um das Opfer, das uns Vergebung und Heil vermittelt. Dies aber kann nur im Hinblick auf das Opfer Christi behauptet werden.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

25. Das Hochgebet als Ganzes

Wir wissen natürlich, dass die Eucharistie die Feier unseres Glaubens ist. Diejenigen, die regelmäßig in die Kirche gehen, kennen auch den Ablauf der Feier: den Wortgottesdienst, die Gabenbereitung, vor allem die Wandlung als das „Herzstück“ der ganzen Feier, und die Kommunion.

Doch welche Beachtung schenken wir dem eucharistischen *Hochgebet*? Gemeint ist der Teil von der Einleitung zur Präfation „Der Herr sei mit euch..., Erhebet die Herzen..“ bis zum „Amen“ nach dem großen abschließenden Lobpreis: „Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm...“.

Jeder merkt freilich, dass die Präfation („In Wahrheit ist es würdig und recht...“) je nach Fest anders lauten kann und dass der Priester mehr oder weniger frei ist, zwischen einem längeren oder kürzeren Hochgebet zu wählen.

Dafür aber sehen viele den Augenblick der Wandlung nicht nur als den Höhepunkt, sondern auch als etwas Selbständiges; oder, wenn man so will, sie betrachten das Hochgebet als eine Reihe von Gebeten, die mit der Wandlung kaum etwas zu tun haben; sie tun sich also schwer, den eigentlichen Wert, die Funktion und den Zusammenhang dieser Gebete zu verstehen.

Diese Einstellung, sich hauptsächlich auf die Wandlung zu konzentrieren, ist zurückzuführen auf die einseitige Sicht, welche die ganze eucharistische Theologie des zweiten Jahrtausends bestimmt hat. Die heißen Diskussionen des Mittelalters über das Altarsakrament haben die Theologen des Westens dazu geführt, alle ihre Kräfte dafür einzusetzen, das Geheimnis der „Realpräsenz“ (also der wirklichen Gegenwart Jesu) zu erklären. Sie fragten sich vor allem, auf welche Art und Weise die Wandlung zustande kommt, in welchem genauen Augenblick sie eintritt und welche die Worte sind, durch die sie bewirkt wird.

Man ließ sich sogar hinreißen von Fragen, wie z. B.: Ist der Leib Jesu in der Eucharistie groß oder klein?; und was die Kommunion betrifft, so fragte man sich, wie lange die reale Gegenwart Jesu in dem, der den Leib des Herrn empfangen hat, wohl dauert.

Diese Theologen (Thomas von Aquin ist mit wenigen anderen die Ausnahme) beschränkten sich also ausschließlich auf die statisch verstandene Gegenwart des Herrn, und vernachlässigten dabei seine „Aktualpräsenz“ (sein gegenwärtiges *Heilshandeln*) und das *gesamte* Hochgebet mit seiner ganzen Dynamik und mit dem Reichtum jener Gebete, mit denen die Kirche Eucharistie feiert.

Viel zu lange hat man die Wandlung als solche überbetont und das Hochgebet als Ganzes viel zu wenig beachtet. Es ist deshalb umso erfreulicher, dass man heute das Eucharistische Hochgebet wieder neu zu entdecken sucht.

Auch in der Erklärung der Liturgiekommission „Die Feier der Konzelebration“, die 1984 im Auftrag der deutschen Bischöfe herausgegeben wurde, heißt es: „Das Eucharistische Hochgebet ist als *Ganzes* 'Gebet der Danksagung und Heiligung' (AEM 54), lobpreisende Verkündigung des Todes und der Auferstehung des Herrn und Konsekrationsgebet. Darum sollen die Einsetzungsworte (Wandlungsworte) nicht isoliert werden, auch nicht durch die Art ihres Vortrags“ (Nr. 20).

Diese Erklärung weist eine Richtung auf, die uns wieder zum lebendigen und dynamischen Eucharistieverständnis der Kirchenväter und der Theologen des *ersten* Jahrtausends zurückführt. - Mehr dazu im nächsten Beitrag.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

26. Das Hochgebet –Aus der Schublade hervorholen

Der Jesuitenpater und Theologe Cesare Giraudo schreibt: „Was das eucharistische Hochgebet betrifft, so haben sich die westlichen Theologen des zweiten Jahrtausends wie ein schlechter Uhrmacher verhalten, der das Funktionieren einer vollkommenen Uhr entdecken will, indem er diese Stück für Stück auseinanderlegt und vor lauter Wissgier nicht mehr merkt, dass er jenen Mechanismus gestoppt hat, der gerade mit seinem Pulsieren seine Geheimnisse offenbart“.

Der Uhrmacher-Theologe des 2. Jahrtausends hat also das Hochgebet zerlegt und zum Stillstand gebracht. Er hat dann das Vergrößerungsglas genommen, um die Geheimnisse der Wandlung zu analysieren und bis ins Minutiöseste zu entziffern. Die weiteren Elemente desselben Hochgebets aber hat er durcheinander in die Schubladen seines Arbeitstisches gelegt.

Mit diesem Vorgehen hat der Uhrmacher-Theologe dann nicht mehr die Funktion des sakramentalen „Mechanismus“ festgehalten, d. h. er erkannte weder die Beziehung aller anderen Elemente des eucharistischen Hochgebets zur Wandlung, noch den letzten Sinn der Wandlung selbst.

Ein Nachdenken über das *gesamte* eucharistische Hochgebet wäre auf jeden Fall seriöser und nützlicher gewesen. Man hätte nie vergessen dürfen, dass die Wandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut des Herrn nicht schon den Sinn in sich hat, sondern dass sie geschieht, um aus den Feiernden *Kirche zu bilden*, d. h. um uns als Feiernde immer mehr in den mystischen Leib Christi, der die Kirche ist, zu verwandeln.

Für den Uhrmacher-Theologen (bzw. für jeden seiner Nachfolger und Anhänger) ist daher die Zeit gekommen, die Schubladen zu öffnen und die zerlegten Teile, die vernachlässigt wurden, wieder herauszuholen und sie zu einem lebendigen Mechanismus zusammenzufügen. Er darf sich nicht mehr damit begnügen, isoliert zu untersuchen, sondern muß bemüht sein, die Dynamik des eucharistischen Hochgebets zu erfassen, um zu sehen, wie die einzelnen Elemente zu einem letzten Sinn und Ziel zusammenwirken.

Wir müssen heute das eucharistische Hochgebet wieder neu entdecken. Auch dies aber soll im Sinne des 2. Vat. Konzils geschehen, indem wir auf die *Quellen* zurückgreifen; das heißt in diesem Fall: indem wir uns auf das Eucharistieverständnis der Kirchenväter und der Theologen des *ersten* Jahrtausends zurückbesinnen. (Mehr darüber im nächsten Beitrag)

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

27. Das Hochgebet – In der Schule der Kirchenväter

Die Kirchenväter (die Theologen der ersten christlichen Jahrhunderte) haben viel über die Sakramente, besonders über die Eucharistie, nachgedacht. In ihren Überlegungen sind sie jedoch ganz anders vorgegangen als die Theologen des 2. Jahrtausends. Sie studierten und erklärten die Sakramente, indem sie diese vor allem *feierten*. Ihr primäres Anliegen war, die Gläubigen in die Geheimnisse durch ein *betendes* Begreifen einzuführen.

Was die Theologie der Sakramente betrifft, so galt: Zuerst beten, dann glauben. Sie beteten, um glauben zu können; sie beteten, um zu wissen, wie und was sie glauben mussten.

Der Ort, den die Kirchenväter bevorzugten, um die Sakramente zu erklären, war die Kirche, und zwar zuerst die Kirche als Gebäude; dann aber auch die Kirche als feiernde Gemeinde.

Machen wir also einen Sprung über die Jahrhunderte zurück, begeben wir uns in die Kirche, wo einer der Kirchenväter, z. B. der *Hl. Ambrosius von Mailand* (+397), seiner Gemeinde die Eucharistie erklärt, und wir stellen fest: „Mit den körperlichen Augen schauen sich Lehrer und Schüler an, aber im Mittelpunkt steht nicht der Lehrer, sondern der Altar, und die theologischen Augen des Lehrers und die der Schüler sind auf den 'Altar-Lehrer' gerichtet“ (C. Giraudo).

Es ist das Eucharistische Hochgebet selbst, das auf dem „Lehrstuhl sitzt“. An diesem Gebet lernt die Gemeinde, was Eucharistie ist. Die Blicke der Anwesenden, - die des Lehrers und die der Schüler, - sind auf den Altar gerichtet, und ihre Ohren hören auf das Eucharistische Gebet.

Bischof Ambrosius stellt nun seinen Zuhörern die Frage: „Wollt ihr wissen, wie man mit himmlischen Worten die Wandlung vornimmt? Beachtet die Worte, die der Priester spricht! So spricht er: „.....“ (Ambrosius, Die Sakramente, 4,21).

Wie spricht der Priester? Ohne Zweifel würde auf diese Frage mancher von uns mit den Theologen des 2. Jahrtausends eine schnelle und präzise Antwort geben und die wesentlichen Wandlungsworte erwähnen: „Das ist mein Leib“ und „das ist mein Blut“.

Ambrosius hingegen antwortet selber auf seine gestellte Frage, indem er das *ganze* Hochgebet zitiert, das ihm damals (und in der *Sprache* von damals) zur Verfügung stand, angefangen mit der Bitte um die Wandlung der Gaben: „Mache dieses Opfer zu einem...geistigen und wohlgefälligen, das die Bildwirklichkeit des Leibes und Blutes unseres Herrn Jesus Christus ist...“.

Die Antwort auf die Frage, „wie man mit himmlischen Worten die Wandlung vornimmt“, umspannt also das *ganze* Hochgebet. Ambrosius achtet auf die Dynamik des gesamten Hochgebets und beharrt dabei auf den letzten Sinn der Eucharistiefeier, der darin besteht, dass wir selber - als Feiernde und Kommunizierende - durch den sakramentalen Leib des Herrn verwandelt werden: „..damit wir *„ein Leib und ein Geist werden in Christus“*“.

P. Pius Agreiter OSB

28. Das Hochgebet – Die zwei Lungenflügel

Der selige Papst Johannes Paul II. sprach mehrmals davon, dass die Kirche bzw. auch das christliche Europa beide Lungenflügel, den Osten und den Westen, zum Atmen und damit zum Leben braucht. Der Erzbischof von Wien, Kard. Schönborn, greift dieses Bild von den beiden Lungenflügeln auf und überträgt es auf das eucharistische Hochgebet bzw. auf die Wandlung: „Sowohl im christlichen Osten als auch im Westen hat sich eine je eigene Art entwickelt, sich dem Geheimnis der Wandlung anzunähern“.

Die östliche „Lungenhälfte“ geht vor allem vom Geheimnis der *Menschwerdung* aus und lehrt: So wie Gott durch den Hl. Geist Mensch geworden ist, so wird Christus durch denselben Hl. Geist auch Eucharistie. Deshalb ist im christlichen Osten die Anrufung des Heiligen Geistes so wichtig. So wie Maria vom Hl. Geist empfangen hat, werden Brot und Wein durch die Kraft des Hl. Geistes ergriffen und gewandelt. So schreibt der Bischof Cyrill von Jerusalem: „Der Heilige Geist wird herabgerufen, damit er das Brot zum Leib Christi, den Wein zum Blut Christi macht, denn alles, was der Heilige Geist ergreift, ist geheiligt und gewandelt“ (Myst. Kat. 5,7).

Das östliche Verständnis der Eucharistie entspricht dem, was wir im Johannesevangelium finden. Jesus, der in seiner Menschwerdung vom Himmel herabgestiegen ist, hat dies für uns und um unseres Heiles willen getan. Er versteht sich als Brot, das uns Menschen Leben schenkt: „Das Brot, das Gott gibt, kommt vom Himmel herab und gibt der Welt das Leben“ (Joh 6,33); „Ich bin das Brot des Lebens“ (6,35); „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist“ (6,51); „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich bleibe in ihm“ (6,56). – Jesus ist das Brot, und wir sollen ihn essen, um von ihm zu leben.

Die westliche „Lungenhälfte“ geht mehr vom *Schöpferwort* aus. So wie Gott durch sein mächtiges Wort alles erschaffen hat, so wandelt sein mächtiges Wort auch Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi. Einer der größten Bibelausleger und Katecheten der Kirche, der Hl. Ambrosius von Mailand (+397) schreibt: „Schau in der Bibel nach! Wie viele Beispiele gibt es, dass die Macht des Wortes Gottes etwas verändert, etwas verwandelt. Am deutlichsten ist es bei den Wundern Jesu. Er sagt einfach ein Wort, und es geschieht Heilung. Wenn das Wort Gottes so eine Macht hat, muss es dann nicht leichter sein, etwas schon Bestehendes zu wandeln, als es aus dem Nichts zu schaffen? Wenn Gott alles aus dem Nichts geschaffen hat, dann kann doch seine Macht auch Brot in den Leib Christi wandeln“ (Die Sakramente).

Auf der einen Seite also: So wie der Heilige Geist auf Maria herabkommt und sie den Sohn Gottes in ihrem Schoß empfängt, wird das Brot durch die Kraft des Heiligen Geistes in den Leib Christi gewandelt. Die andere Linie besagt: So wie Gottes mächtiges Wort alles geschaffen hat, so kann Gottes mächtiges Wort erst recht alles verwandeln.

In unseren eucharistischen Hochgebeten haben wir immer, wenn auch unterschiedlich formuliert, beide „Lungenflügel“: Die Bitte: „Heilige unsere Gaben durch deinen Geist, damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes Jesus Christus“; und das mächtige Wort: „Das ist mein Leib., das ist mein Blut.“. – Auf beide Lungenflügel gilt es zu achten, dann atmet das Hochgebet richtig und bleibt lebendig.

Gedanken zur Eucharistie

29. Das Hochgebet - Die dialogische Eröffnung

Der einladende Aufruf, der immer zu Beginn eines liturgischen Gebetes steht, ist der biblisch-jüdischen Tradition entnommen. Im Buch Nehemia finden wir eine solche Einladung zu einem langen Bußgebet. Diese Einladung, die von den Leviten an die Anwesenden gerichtet wird, lautet: „Erhebt euch, und preist den Herrn, euren Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Man preise deinen herrlichen Namen, obwohl er über allen Preis und Ruhm erhaben ist“ (Neh 9,5). Der dreimalige Aufruf des Priesters und die entsprechende Antwort der Gemeinde, womit die Präfation eingeleitet wird, stammt aus dem jüdischen Ess-Ritual und bringt in feierlicher Form zum Ausdruck, dass der Leiter im Namen der Versammlung das große Eucharistiegebet (Hochgebet) beginnt: „Lasset uns danken... Das ist würdig und recht!“.

Der Gruß: „Der Herr sei mit euch“ ist typisch für die *römische* Liturgie; er wird als Grußformel schon am Anfang der gesamten Eucharistiefeier verwendet und auch während der Feier mehrmals wiederholt.

Zum Gruß: „Der Herr sei mit euch“ sagt der Hl. Augustinus (+430): „... wir sagen es jedes Mal, wenn wir beten; es ist für uns von Nutzen, dass der Herr immer mit uns sei; denn ohne ihn sind wir nichts“.

Als Gruß zu *Beginn* der Messe kann diese Formel auch ersetzt werden durch die trinitarische und längere Formel, die dem 2. Korintherbrief entnommen ist und aus der *orientalischen* Liturgie übernommen wurde: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes, des Vaters und die Gemeinschaft des Hl. Geistes sei mit euch“ (2. Kor 13,13).

Zur dieser Formel sagt der Zeitgenosse des Hl. Augustinus, der Bischof Theodor von Mopsuestia (+428): „Es ist schön, dass das Volk zu Beginn der eucharistischen Liturgie gesegnet wird mit diesem wunderbaren Wort des Apostels. Geht man in dieser Feier doch dem entgegen, was gerade in diesem Grußwort erwähnt wird: der Gnade Christi, der Liebe des Vaters und der Gemeinschaft des Hl. Geistes“. Das gilt erst recht für das Hochgebet, auch wenn diese Formel hier nicht mehr vorgesehen ist.

In Bezug auf die Antwort: „Und mit deinem Geiste“ schreibt der gleiche Bischof Theodor: „Der Priester segnet die Versammelten, die ihrerseits den Priester segnen, indem sie sich an ihn und an seinen Geist wenden. Mit 'Geist' ist hier nicht seine Seele gemeint, sondern die Gnade des Hl. Geistes, durch die er Zutritt zum Priestertum hat. Daran glauben die Versammelten und bitten deshalb, der Geist möge mit ihm sein, damit er die heilige Liturgie zu ihrem Heil feiern kann“ (1.Hom. über die Messe).

Mit dem ersten dialogischen Gruß „Der Herr sei mit euch –und mit deinem Geiste“ zu Beginn des Hochgebetes erinnern sich Priester und Gemeinde gegenseitig, daß sie in das höchste Gebet einsteigen, das die Kirche zur Verfügung hat. Damit dies in rechter Weise geschehe, bedürfen beide – Priester und Gemeinde - der besonderen Hilfe des Hl. Geistes.

P. Pius Agreiter OSB

30. Das Hochgebet – Erhebet die Herzen!

Der Aufruf, das Herz zu erheben, stammt aus dem Judentum. Da wird oft zur „Spannung des Herzens“ aufgerufen. Dieser Ausdruck meint die Stimmung, die Konzentration und die Richtung des ganzen Seins zum Göttlichen hin, besonders während des Gebetes. Neben der „Spannung des Herzens“ kennt die jüdische Tradition auch die „Spannung des Geistes, des Verstandes“. Was mit diesen beiden Bezeichnungen gemeint ist, lässt sich nun auch in der christlichen Liturgie finden. Hier einige Stellungnahmen dazu:

Kyrill von Jerusalem (+387) versteht das „Erhebet die Herzen!“ als autoritative Aufforderung des Vorstehers an die Versammelten und beharrt zugleich auf die Verpflichtung, die der einzelne Gläubige mit seiner Antwort eingeht. Wörtlich schreibt er: „Der Priester schreit (ruft mit lauter Stimme): 'Empor die Herzen!'. Wahrlich, in jener schauererregenden Stunde soll das Herz aufwärts zu Gott gerichtet sein und nicht abwärts zur Erde und zu den irdischen Geschäften. Eindringlich befiehlt also der Priester in jener Stunde, alle sollen die Kümmernisse des Lebens und die häuslichen Sorgen beiseite lassen und ihre Herzen bei dem barmherzigen Gott im Himmel haben. Eure Antwort hierauf lautet: 'Wir haben sie beim Herrn'. Durch dieses Bekenntnis gebt ihr dem Priester eure Zusage. Keiner der Beteiligten spreche aber mit dem Munde: 'Wir haben sie beim Herrn', während seine Gedanken bei den Sorgen des Lebens weilen. Zwar sollte man immer an Gott denken; doch wenn dies wegen der menschlichen Schwäche unmöglich ist, muss man sich wenigstens zu dieser Stunde darum bemühen“(Myst.. Kat., 5,4).

Ebenso kräftig ist die Mahnung des Bischofs *Theodor von Mopsuestia* (+428) an seine Christen: „Der Priester bereitet das Volk mit den Worten: 'Erhebt euren Geist', um zu bezeugen, dass wir – obwohl wir diese schauererregende Liturgie hier auf Erden feiern – unsere Seele nach oben, zu Gott hin, richten müssen. Dann antworten die Versammelten: 'Zu dir, o Herr'. Mit ihren eigenen Worten verpflichten sie sich, dies auch wirklich zu tun“ (Aus der 2. Predigt über die Messe).

Der *Hl. Augustinus* (+430) betont, daß die „Spannung des Herzens“, sosehr sie das Zutun des Gläubigen erfordert, vor allem ein Geschenk Gottes ist. Augustinus spielt mit den entgegengesetzten Worten „oben – unten“ und mahnt seine Zuhörer: „Ihr habt gehört: 'Empor die Herzen!'. Was heißt, das Herz oben haben? Es heißt, daß ihr die Hoffnung in Gott setzt, und nicht in euch selbst; ihr seid nämlich unten, Gott ist oben. Deshalb antwortet ihr: 'Wir haben sie beim Herrn'. Bemüht euch also um die Wahrheit dieser Worte; wie ihr sagt, so sei es auch! Aber bedenkt: Gott ist es, der es euch ermöglicht, und nicht euer eigenes Können. Deshalb fügt der Priester hinzu und sagt: 'Lasset uns danken dem Herrn, unserem Gott!'. Warum die Einladung, Gott zu danken? Weil wir das Herz nach oben gerichtet haben, und wenn nicht *er* es erhoben hätte, wären wir immer noch unten“ (Rede „Was ihr seht“).

Mit dem feinen Gespür für die Liturgie, das er aber bei den Anwesenden vermisst, mahnt und rügt *Cesarius von Arl* (+543) in einer Predigt: „Wenn die meisten nach den Lesungen die Kirche verlassen, an wen soll dann der Priester die Worte 'Erhebet die Herzen!' richten? Und wie können sie sagen: 'Wir haben sie beim Herrn', wenn sie äußerlich und innerlich schon nach unten, auf die Straßen, steigen? (Rede 73,2).

Der Diakon *Florus von Lione* (+860) berichtet, daß manche Priester den Ruf „Erhebet die Herzen“ nicht in der gehobenen Sprache, sondern im Dialekt der Zuhörer formulierten, „damit eine so wichtige Realität auch von den einfachsten Leuten verstanden und empfunden werden könne“ (Die Erklärung der Messe, 15).

32. Das Hochgebet – Der Begriff „Eucharistie“ bei Justin

Der Begriff „Eucharistie“, zuerst in der griechischen Profan-Sprache geprägt, wird nun seit zweitausend Jahren im christlich-liturgischen Sinn gebraucht. Dank seines „Alters“ finden wir diesen Begriff schon Mitte des 2. Jh. bei dem Philosophen und Märtyrer *Justin*, der ihn auf die Gedächtnisfeier des Herrn überträgt.

In seiner ersten „Apologie“ (Verteidigung des Glaubens) hat uns Justin die älteste Beschreibung der Eucharistiefeier hinterlassen.

Nachdem er in dieser Schrift den ersten Teil der sonntäglichen Feier, den Wortgottesdienst, erläutert hat, fährt er fort: „Dann... bringt man Brot und Wein und Wasser, und der Vorsteher sendet *Bitten* wie auch *Eucharistien* (Danksagungen) empor (Kenner Justins machen ausdrücklich darauf aufmerksam, dass es seinem Schreibstil eigen ist, Letztgemeintes als Erstes zu nennen und umgekehrt; Justin meint also hier zuerst Danksagungen und dann Bitten), und das Volk stimmt zu, indem es das Amen spricht. Und dann geschieht für jeden die Verteilung und der Genuss der „*eucharistierten*“ Gaben, und den Abwesenden wird davon durch die Diakone gesandt“ (1. Apol 67,5).

Dieser Bericht hebt zwei Strukturglieder des eucharistischen Hochgebetes hervor: Die Danksagung und die Bitte. Alle alttestamentlichen und jüdischen Gebete zeigen, dass man zuerst Gott lobt und dann ihn bittet. Dies zu beachten ist wichtig; denn das Christentum ist ja durch das Judentum aus dem Alten Testament hervorgegangen. Man darf auch nicht vergessen, dass die ersten christlichen Generationen noch lange mit den Formeln gebetet haben, mit denen auch der Jude Jesus sich an den Vater gewandt hat.

Justin bezeichnet also den ersten Teil des Hochgebetes als „*eucharistia*“ (Danksagung); darüber hinaus aber spricht er auch von den „*eucharistierten*“ Gaben, die den Gläubigen verteilt und durch die Diakone auch den Abwesenden gebracht werden.

Es geht hier um einen Ausdruck, der unmittelbar aus der Sprache der jüdischen Tischliturgie übernommen wird. Es ist ja innerhalb der jüdischen Tischliturgie, daß das Letzte Abendmahl gefeiert und somit auch die Eucharistie eingesetzt wurde.

Dem Familienvater stand es zu, sich den Tischgenossen mit einer zuvorkommenden Geste der Höflichkeit zuzuwenden, indem er zu allen und zu jedem sprach: „Nimm das Brot, es ist gesegnet!“, eine Formel, die eigentlich besagt: „Nimm das Brot!; über dieses Brot ist der Segen ausgesprochen worden“.

Gemäß der jüdischen Theologie ist jedoch nicht die Tischgabe Gegenstand des Segens. Es ist immer Gott und nur Gott, der gesegnet wird; Gott ist es, der über die Gaben gesegnet wird; d. h. *wegen* des Brotes, *wegen* des Weines, *wegen* des Wassers und *wegen* aller anderen Gaben, durch die er uns dauernd ernährt und erhält, wird Gott gesegnet („*benedicatur*“, wird Gutes über ihn gesagt).

Es ist nun klar, dass eine Kluft das jüdische Tischritual von der christlichen Eucharistiefeier trennt. Dort sind die Gaben auch nach dem Gebet, obwohl gesegnet, *gewöhnliche* Gaben. Hier hingegen werden die Gaben durch das eucharistische Gebet in den Leib und das Blut Jesu *verwandelt*.

Wenn dieser Unterschied einmal klar erkannt ist, kann man gern und dankbar bedenken, dass der Name „Eucharistie“ der die gesamte Gedächtnisfeier von Tod und Auferstehung des Herrn bezeichnet, seinen Ursprung in den „*eucharistierten* Gaben“ hat, im Sinne von: Gaben, über die der Segen ausgesprochen worden ist.

33. Das Hochgebet – Danksagung im biblischen Sinn

Der Philosoph und Märtyrer Justin (+165) definiert den ersten Teil des eucharistischen Hochgebetes als „eucharistia“ (Danksagung). Dies wird dann auch in allen späteren eucharistischen Formularen bestätigt. Doch was ist hier mit „Danksagung“ eigentlich gemeint? Es ist zwar nicht (ganz) falsch, wenn wir das Wort Eucharistie gewöhnlich mit „Danksagung“ übersetzen; und doch gilt es zu bedenken, dass gerade durch diese „gewöhnliche“ Übersetzung die Danksagung in ein *oberflächliches* Verständnis gerät.

Wenn wir wissen wollen, was „Danksagung“ im biblischen Sinn ist, müssen wir uns von den Fachleuten auf die syrische Sprache verweisen lassen. Diese ist nicht nur fest in der griechischen Sprache verwurzelt, sondern zugleich dem Aramäischen sehr nahe, nämlich der Sprache, die auch von Jesus und von der apostolischen Generation gesprochen wurde. In den syrischen eucharistischen Gebeten finden wir für „Dank sagen“ das semitische Wort „*jadah*“, das wir nur - so die Sprachkundigen - mit dem Verb „*bekennen*“ richtig übersetzen. Es ist das gleiche Wort, das auch im Alten Testament immer dann vorkommt, wenn es darum geht, eine Gegebenheit, einen Tatbestand zu gestehen bzw. anzuerkennen.

Um die Weite dieses biblischen „*bekennen*“ verständlich zu machen, wird z. B. auf die Erzählung verwiesen, die das lange Gebet einleitet, das wir im Buch Nehemia 9,6-37 finden. Da heißt es: „Die, die ihrer Abstammung nach Israeliten waren, sonderten sich von allen Fremden ab; sie traten vor und *bekannten* ihre Sünden und die Vergehen ihrer Väter. Sie erhoben sich von ihren Plätzen, und man las drei Stunden lang aus dem Buch des Gesetzes des Herrn, ihres Gottes, vor. Dann *bekannten* sie drei Stunden lang ihre Schuld und warfen sich vor dem Herrn nieder (d. h.: sie *bekannten* (priesen) den Herrn als ihren Gott, und beteten ihn an)“ (9,2-3).

Wenn also das Volk Israel vor den Herrn hintritt, bekennt es die eigenen Sünden, es gesteht seine eigenen Schwächen und seine Untreue; zugleich aber bekennt und bezeugt es die Treue des Herrn und seinen bedingungslosen Heilswillen.

Die doppelte Bedeutung vom Verb „*bekennen*“ enthüllt die theologische Tiefe des liturgischen Gebetes. In sakralem Kontext bedeutet „*bekennen*“ sowohl, die eigene Untreue zu gestehen als auch und erst recht die Überlegenheit des stets treuen Gottes zu bezeugen. Es handelt sich dabei nicht um zwei verschiedene Bekenntnisse; denn die zwei Inhalte (Untreue des Menschen und Treue Gottes) schließen sich gegenseitig ein.

In dieser Haltung, in welcher der Mensch seine eigene Untreue „*bekennt*“ und zugleich Gott als den Treuen „*bekennt*“, betrachtet er weder Gott nur in seiner absoluten Erhabenheit, noch sich selbst nur in seinem ausweglosen, sündigen Zustand.

Gerade wenn der Mensch (als Partner Gottes) sich entschließt, die eigenen Verfehlungen zu bekennen, spürt er, dass das letzte Ziel seines Bekenntens nicht die eigene Sünde ist, sondern vielmehr jener Gott, der allein die Macht hat, ihn zu einer immer neuen Bundesbeziehung herzustellen. Biblische „Danksagung“ ist also mehr als nur ein Ausdruck der Dankbarkeit; sie ist doppeltes Bekenntnis: der Mensch *bekennt* seine Untreue, indem er zugleich Gott als den *bekannt*, der ihm trotzdem die Treue hält.

P. Pius Agreiter

34. Das Hochgebet – Vom Bekenntnis zur Bitte

Was wir „Danksagung“ nennen, meint biblisch ein zweifaches Bekenntnis: Sowohl die eigenen Verfehlungen bekennen als auch und erst recht die unerschütterliche Treue Gottes bekennen und bezeugen. Beispiele dafür sind die Hochgebete, mit denen wir Eucharistie feiern. Hier sei aus dem 4. Hochgebet der Teil angeführt, der unmittelbar an das „Sanctus“ anschließt. (Beachte: Die Präfation und das Sanctus wurden in dieser Reihe nicht übersehen; sie werden aus didaktischem Grund erst diesem Beitrag folgen).

Im 4. Hochgebet wendet sich also der Priester im Namen der Mitfeiernden an Gott mit folgenden Worten:

„Wir preisen dich (Lat.: „confitemur tibi“ = wir bekennen dich), heiliger Vater, denn groß bist du, und alle deine Werke künden deine Weisheit und Liebe. Den Menschen hast du nach deinem Bild geschaffen und ihm die Sorge für die ganze Welt anvertraut... Als er im Ungehorsam deine Freundschaft verlor und der Macht des Todes verfiel, hast du ihn dennoch nicht verlassen... So sehr hat du die Welt geliebt, heiliger Vater, daß du deinen eingeborenen Sohn als Retter gesandt hast, nachdem die Fülle der Zeiten gekommen war. Er ist Mensch geworden... Er hat wie wir als Mensch gelebt, in allem uns gleich außer der Sünde. Den Armen verkündete er die Botschaft vom Heil, den Gefangenen Freiheit, den Trauernden Freude. ...Er hat sich dem Tod überliefert, durch seine Auferstehung den Tod bezwungen und das Leben neu geschaffen...“.

Würde sich das eucharistische Hochgebet lediglich auf eine „Danksagung“ beschränken, welchen Sinn hätte es dann, neben den Großtaten der göttlichen Treue, auch unseren „Ungehorsam“ zu nennen? Kann man Gott dafür danken?

Eine aufmerksame Lektüre des eucharistischen Hochgebetes macht deutlich, daß der erste Teil desselben ein *doppeltes Bekenntnis* ist, - Bekenntnis der Treue Gottes und Bekenntnis unserer Sünde, Bekenntnis der göttlichen Gnade und Bekenntnis unserer Erlösungsbedürftigkeit.

Aufgrund dieses demütigen und preisenden Bekenntnisses ist die Kirche dann, in der Fortsetzung des Hochgebetes, auch in der Lage, vertrauensvoll die *Bitte* an Gott zu richten, vor allem die Bitte um die Wandlung der Gaben und um unsere eigene Verwandlung.

Bei allem Respekt vor den Übersetzern der alten liturgischen Texte, ist es schwierig, hinter dem Begriff „Danksagung“ den ganzen theologischen Reichtum dessen zu erkennen, was im ursprünglichen semitischen Verb „*jadah*“ (bekennen) enthalten ist.

Der Zugang zu diesem Verständnis ist freilich nicht immer leicht, zumal nicht alle Hochgebete das Bekenntnis so deutlich zum Ausdruck bringen, wie der oben angeführten Text aus dem 4. Hochgebet. Mit dieser Schwierigkeit ist jedoch auch der Anreiz verbunden, die vorgegebenen Texte mit größerer Aufmerksamkeit zu hören und mitzubeten. Jedenfalls lohnt sich alle Mühe und alle Anstrengung, um sowohl das lobpreisende wie auch das demütige Bekenntnis der Hochgebete jeweils herauszuhören. Um so vertrauensvoller können dann auch unsere Bitten (auch die ganz persönlichen Bitten!) zu Gott aufsteigen.

P. Pius Agreiter OSB

35. Das Hochgebet – Die Präfation

Nachdem der Zelebrant die Versammelten aufgerufen hat, „die Herzen zu erheben“, beginnt das große Gebet. Wie die alttestamentlichen und jüdischen Gebetsformen artikuliert sich auch das eucharistische Hochgebet zuerst in Lobpreisungen und dann in Bittgebeten.

Wenn wir uns anschicken, von Gott zu erbitten, was wir brauchen, dann lehrt uns die Bibel, unseren Bitten eine intensive und leidenschaftliche Lobpreisung für die Großtaten Gottes vorauszuschicken. Dadurch soll in uns das Gottvertrauen geweckt werden. Dabei wird die Geschichte Gottes mit den Menschen in Erinnerung gerufen, die eine Geschichte der liebenden Treue Gottes und der menschlichen Untreue ist, eine Geschichte unseres Fallens und seines bedingungslosen Willens, uns vom Fall immer neu aufzurichten. Gestützt durch diese Voraussetzung, kann die betende Kirche nun auch vertrauensvoll ihre Bitten an Gott richten.

Die lobpreisende Danksagung beginnt mit der *Präfation*. Dieser Begriff hat nicht die Bedeutung etwa von „Vorwort“ oder „Vorrede“. Die lateinische Vorsilbe „prae“ (vor) ist hier nicht zeitlich, sondern räumlich zu verstehen: Vor Gott und der Gemeinde „rühmt der Priester den Vater und dankt ihm für das gesamte Werk der Erlösung...“ (Einführung in das Messbuch, 55a). Die alten Präfationen bringen jeweils einen bestimmten Aspekt des Erlösungswerkes zur Sprache. Unter den neuen finden sich aber auch Lobpreis und Danksagung für die *gesamte* Heilstat Christi, ja für die gesamte Heilsgeschichte von der Schöpfung bis zur Wiederkunft Christi.

Jede Präfation hat einen dreigliedrigen Aufbau: Die Einleitung („In Wahrheit ist es würdig und recht...“); die rühmende Darstellung der Heilstat, für die gedankt wird, und schließlich die Überleitung zum Gemeindegesang des Sanctus.

Es sei noch kurz eine Präfation erwähnt, die die Bischofskonferenz von *Zaire* verfasst hat. In dieser Präfation wird Gott mit typisch afrikanischen Eigenschaften gesehen und dementsprechend auch gepriesen. Gott ist hier „die Sonne, in die man mit bloßem Auge nicht schauen kann... er ist der Herr des Lebens, der Herr aller Dinge, der Himmel und Erde, die Flüsse, die Ströme und auch die kleinen Bäche, die Seen und die Fische darin erschaffen hat“. Gott wird gepriesen, weil er alles belebt: „die Sterne und die Vögel des Himmels, die Wälder, die Savanne, die Ebene, die Berge und alle Tiere, die da sind“. Vor allem aber wird er gepriesen, weil er uns „seinen Sohn als unseren Erlöser und Heiland gesandt hat“.

Sehr schön an dieser Präfation – und für uns neu – ist auch die Überleitung zum Sanctus: „Darum preisen wir dich mit allen Engeln, mit allen Heiligen und mit allen *Verstorbenen*, die bei dir sind, und singen: Heilig, heilig, heilig“.

36. Das Hochgebet – Sanctus

Der Sanctus-Ruf ist Teil des eucharistischen Hochgebetes und soll normalerweise von allen gemeinsam mit dem Priester vorgetragen werden. Dem Sanctus-Text liegen zwei Schriftstellen zugrunde:

a) *Der Lobpreis der Engel* im Visionsbericht des Propheten Jesaja: „Seraphim standen über ihm (dem Thron). Jeder hatte sechs Flügel: Mit zwei bedeckten sie ihr Gesicht, mit zwei bedeckten sie ihre Füße, und mit zwei flogen sie. Sie riefen einander zu: *Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heere. Von seiner Herrlichkeit ist die Erde erfüllt*“ (Jes 6,2f);

b) *Die Lobrufe der Volksscharen* beim Einzug Jesu in Jerusalem: „Die Leute aber, die vor ihm hergingen und die ihm folgten, riefen: *Hosanna dem Sohne Davids! Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Hosanna in der Höhe!*“ (Mt 21,9).

Der erste Teil (Engelgesang) wird schon in den jüdischen Gebetsgottesdienst eingeführt und ist der einzige Lobgesang, in dem die irdische Versammlung sich mit der himmlischen vereint. Da die lobpreisende Versammlung in diesem Erdenleben durch die Bedingungen von Zeit und Raum beschränkt und unvollkommen ist, fühlt sie sich unfähig, Gott gebührend zu loben. Deshalb vereint sie sich mit der Versammlung all derer, die „oben“ ununterbrochen die göttliche Heiligkeit lobpreisen.

Das Christentum hat also das Sanctus vom Judentum geerbt. Es ist kein Zufall, daß uns ein weiterer Einschub ausgerechnet vom sogenannten „*Hochgebet des Hl. Jakobus*“ dargeboten wird. Dieses überlieferte Hochgebet ist das Gebet der antiken Kirchengemeinde von Jerusalem, die als solche der jüdischen Tradition am nächsten steht. Auch in der Präfation *dieses* Hochgebetes werden unter anderem genannt: „Die Himmel der Himmel und alle Gewalten..., die Sonne, der Mond..., die Erde, das Meer und alles, was darin ist; alle Geister der Propheten, die Seelen der Märtyrer und der Apostel, die Engel und Erzengel...“. Darüber hinaus aber wird hier „*das himmlische Jerusalem*“ erwähnt. Dieser Ausdruck meint jene Menschen, „die hier auf Erden die vielen Beschäftigungen und Sorgen auf sich genommen haben und nun oben mit lauter Stimme den Lobeshymnus singen“ (C. Giraudo).

Das heißt also, daß unser derzeitiger, schwacher Lobpreis sich auch mit dem Lobpreis unserer Verstorbenen vereint, daß auch sie mit uns das Sanctus singen! Wir werden hier noch einmal an das Hochgebet aus *Zaire* erinnert, dessen Überleitung zum Sanctus lautet: „Darum preisen wir dich mit allen Engeln, mit allen Heiligen und *mit allen Verstorbenen*, die bei dir sind, und singen: Heilig, heilig, heilig...“.

Auch wenn die Verstorbenen schon in der Formel „*das himmlische Jerusalem*“ mitgemeint waren, so ist es doch den Bischöfen von *Zaire* zu verdanken, daß die Verstorbenen hier ausdrücklich genannt werden. Wir wissen zwar nicht, ob die genannten Bischöfe sich vom „Hochgebet des Hl. Jakobus“ inspirieren ließen; wahrscheinlich aber war es einfach ihre afrikanische Verehrung der Vorfahren, die sie dazu motiviert hat. Jedenfalls dürfen wir ihnen dafür dankbar sein.

37. Das Hochgebet – „Sanctus“ mit dem Blick auf unsere Verstorbenen

Wenn wir uns die Versammlung derer, die „oben“ sind, anschauen, so sehen wir dort in erster Linie die Allerseligste, die wir alle kennen und als unsere Mutter verehren. An zweiter Stelle begegnen uns sozusagen die Spezialisten des Sanctus, die Chöre der Engel. An dritter Stelle entdecken wir dann das „Himmliche Jerusalem“, nämlich die unzähligen Menschen, die entweder feierlich von der Kirche selig- bzw. heiliggesprochen wurden, oder von unserer Liebe und Zuneigung als heilig gehalten werden können: unsere Lieben, die von uns gegangen sind.

Auch von denen, die sich vielleicht noch im Reinigungszustand befinden, brauchen wir nicht zu denken, sie müssten ihre Zeit unter Qualen und Seufzen verbringen, als wären sie Verdammte auf Ablauf. Sagen wir besser, dass sie in der glücklichen und dankbaren Gewissheit sind, der vollen Anschauung Gottes mit allen Engeln und Heiligen zu gelangen.

Beim Singen des Sanctus will uns die Liturgie einladen, auch einen vertrauensvollen Blick auf unsere Verstorbenen zu richten, die in diesem Augenblick in einer viel besseren Lage sind als wir, und unserem armseligen Lobpreis stützend entgegenkommen wollen. Als sie noch unter uns weilten, führten sie in allem ein Leben wie wir, ein Leben zwischen Sorgen und Kummer, Mühen und Arbeit. An Sonntagen fanden sie dann endlich die Zeit, um in der Kirche an der Liturgie teilzunehmen und Gott zu loben. Nun aber ist ihr irdisches Leben abgelaufen. Im Lateinischen nennt man sie „defuncti“, d. h. sie sind diejenigen, die ihre „Funktion abgelegt“ haben; vom Glauben her sagen wir besser: sie haben ihr Erdenleben in die Hand Gottes gelegt. Sie sind nun frei von allem Belastenden und sind ebenfalls „Spezialisten“ im göttlichen Lobpreis geworden.

Deshalb vereinen wir uns gerne mit ihrer sicheren Stimme, damit sie unseren schwachen Gesang stützen, der, wenn auch ehrlich, immer noch bedingt ist durch das Vielerlei dieses irdischen Daseins.

Wir wissen alle, wie es ist, wenn man einen lieben Menschen verliert: Das Herz ist zunächst zerrissen, das Leben zerstört. Manche sagen dann: „Ich gehe oft zum Friedhof, weil ich mich dort mit meinen Lieben verbunden fühle“. Doch, bleibt der Friedhof der einzige Ort der Begegnung mit den Verstorbenen? Als der Hl. Augustinus und sein Bruder in Ostia (Rom) ihrer sterbenden Mutter, der Hl. Monika, beistanden und ihr gegenüber den Wunsch äußerten, sie in die Heimat nach Afrika, mitzunehmen, sagte sie zu ihnen diese letzten Worte: „Begrabt mich irgendwo, aber gedenkt meiner am Altar!“

Die Begegnung mit den Verstorbenen auf dem Friedhof kann sicher eine große Erleichterung sein. Aber auch die Einladung der betenden Kirche darf beherzigt werden, die uns sagt: Der Ort, wo du deinen Lieben am nächsten bist, ist „am Altar“ in der Feier der Eucharistie. Und wenn du eingeladen wirst, mit den Versammelten, das Sanctus, „das Lob seiner Herrlichkeit“ zu singen, dann richte deinen inneren Blick nach oben, auf deine Lieben, und singe mit ihnen! Das wird dich übrigens vor Zerstreuungen bewahren und dir helfen, das Sanctus andächtig zu singen.

38. Das Hochgebet – Nicht nur mit dem Gegenwärtigen zu Gott kommen

C. Giraudo vergleicht die Gesellschaft mit einem Baum, der mit seinem mächtigen Stamm, seinen dichten Ästen und seinen farbigen Blättern unseren Blick fasziniert. Doch der Baum, so schreibt er, existiert nicht nur mit dem, was *über* der Erde hervorragt; er existiert und lebt auch und vor allem aus seinen *verborgenen* Wurzeln. Die Wurzeln sind vom Leben des Baumes nicht wegzudenken. Wenn nun der Stamm des Baumes die Gegenwart einer Gesellschaft darstellt, die blätterreichen Äste und die hochragende Krone auf unsere Zukunft verweisen, so stehen die Wurzeln des Baumes für unsere Vergangenheit.

Die Vergangenheit eines Kollektivs gestaltet sich jedoch keineswegs als etwas nur Vergangenes, sondern ist der Boden, aus dem eine Gegenwart voller Erwartungen hervorgeht. Es zeigt sich allerdings, dass die moderne Gesellschaft zwar einem Baum mit starkem Stamm, kräftigen Ästen und üppigem Laubwerk sehr ähnlich ist, dessen Wurzeln jedoch immer unsicherer werden und nicht mehr die Tiefe des Bodens suchen.

Da wir uns zu sehr gezwungen fühlen, für die Gegenwart und nur in ihr zu leben, „sind wir ziemlich alle krank an übertriebener Gegenwärtigkeit; und das erklärt auch, wie zerbrechlich unsere persönliche und gemeinschaftliche Existenz, wie labil unser psychologisches Gleichgewicht und wie schwach unser Glaubensleben ist“ (C. Giraudo). Die Stattlichkeit des Baumstammes (der Gegenwart) steht also in einem zu geringen Verhältnis zu den dazu gehörenden Wurzeln (zur Vergangenheit).

Diese Erkenntnis ist nun auch in Bezug auf das Gebet von großer Bedeutung. Auch viele neuere Gebete konzentrieren sich ausschließlich auf die Gegenwart, ohne die Vergangenheit mit einzubeziehen. Nicht so betete man in den alttestamentlichen Versammlungen und auch nicht in denen der ersten christlichen Jahrhunderte. Die alttestamentlichen Gebete artikulieren sich immer in Lobpreis und Bitte, wobei der erste Teil ausführlich auf das Wirken Gottes in der Vergangenheit zurückgreift. Die Vergangenheit bildet in der Tat das Fundament, auf dem der Mensch Gott vertrauensvoll um neues Eingreifen in Gegenwart und Zukunft anflehen kann. Die gegenwärtige Geschichte wird mit neuen Heilsereignissen ausgefüllt, wenn sie in Beziehung gebracht wird zur Heilsgeschichte der Vergangenheit.

Als das im Exil lebende Israel sich seines Abfalls von Gott bewusst wird, begnügt es sich nicht mit einer eiligen und nackten Vergebungsbitte, sondern spürt das Bedürfnis, sich zuerst an Gott zu wenden mit einer deutlichen Erwägung Seiner Bundestreue. Als klassisches Beispiel dafür gilt das „Bußgebet“ in Neh 9,6-37. Hier wird die *historische* Dimension des Gebetes deutlich zum Ausdruck gebracht: „Du hast das Elend unserer Väter in Ägypten gesehen, und du hast ihren Notschrei am Schilfmeer gehört; du hast Zeichen und Wunder gegen den Pharao getan... du hast das Meer zerteilt... hast sie durch eine Feuersäule geleitet... und bist auf den Berg Sinai herabgestiegen...“ (Neh 9,9-13).

Im Anschluss an diese Proklamation der geschichtlichen Bundestreue Gottes wird nun auch die Geschichte der wiederholten Untreue der Söhne Israels in Einzelheiten erwähnt: „Unsere Väter aber wurden hochmütig, sie waren trotzig und hörten nicht auf seine Gebote.. sie weigerten sich...“ (Neh 9,16-17).

Dann sehen wir, wie Gott, der warten kann, nun doch auch das erzieherische und heilende Mittel der „Strafe“ anwendet, das die Israeliten wieder auf den rechten Weg zurückführt: „Da gabst du unsere Väter in die Gewalt ihrer Feinde,... dann schrien sie zu dir. Doch dann taten sie wieder Dinge, die dir missfielen. Da lieferst du sie wieder der Gewalt ihrer Feinde aus. Nun schrien sie wieder zu dir, und du erhörtest sie...“ (Neh 9,27-31).

Jetzt erst – auf dieser historischen Basis – formuliert die betende Versammlung auch die Vergebungsbitte für die eigene Untreue: „...Du hast uns deine Treue bewiesen, wir aber haben gesündigt; unsere Könige und Vorsteher befolgten deine Gebote nicht..., darum sind wir heute Knechte..., darum sind wir in großer Not“ (Neh 9,32ff). - In dieser Situation kann das Volk Israel auf Vergebung hoffen, indem es auf die geschichtliche Treue Gottes in der Vergangenheit zurückblickt.

P.Pius Agreiter OSB

39. Das Hochgebet – Auch die Geschichte vor Gott tragen

Die Vergangenheit ist für den Menschen so etwas, wie die Wurzel für den Baum. In diesem Bewusstsein wird es leicht sein, den Teil zu „genießen“, der im 4. Hochgebet besonders ausgeprägt ist und unmittelbar dem Sanctus folgt. Er sei hier noch einmal angeführt, dieses Mal unter dem Aspekt seiner *geschichtlichen* Dimension.

„Wir preisen dich, heiliger Vater, denn groß bist du, und alle deine Werke künden deine Weisheit und Liebe.

Den Menschen hast du nach deinem Bild geschaffen und ihm die Sorge für die ganze Welt anvertraut. Über alle Geschöpfe sollte er herrschen und allein dir, seinem Schöpfer, dienen.

Als er im Ungehorsam deine Freundschaft verlor und der Macht des Todes verfiel, hast du ihn dennoch nicht verlassen, sondern voll Erbarmen allen geholfen, dich zu suchen und zu finden.

Immer wieder hast du den Menschen deinen Bund angeboten und sie durch die Propheten gelehrt, das Heil zu erwarten.

So sehr hast du die Welt geliebt, heiliger Vater, daß du deinen eingeborenen Sohn als Retter gesandt hast, nachdem die Fülle der Zeiten gekommen war. Er ist Mensch geworden durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria. Er hat wie wir als Mensch gelebt, in allem uns gleich außer der Sünde.

Den Armen verkündete er die Botschaft, den Gefangenen Freiheit, den Trauernden Freude.

Um deinen Ratschluss zu erfüllen, hat er sich dem Tod überliefert, durch seine Auferstehung den Tod bezwungen und das Leben neu geschaffen.

Damit wir nicht mehr uns selber leben, sondern ihm, der für uns gestorben und auferstanden ist, hat er von dir, Vater, als erste Gabe für alle, die glauben, den Heiligen Geist gesandt, der das Werk deines Sohnes auf Erden weiterführt und alle Heiligung vollendet.“

Die heilsgeschichtliche Tiefe dieses Gebetes ist wahrhaftig exemplarisch. Nach dem Ereignis des Adam („Ungehorsam“) wird nämlich das Gedächtnis zuerst der alttestamentlichen und dann der neutestamentlichen Geschichte proklamiert, - letztere erwähnt die Hauptereignisse von der Menschwerdung des Sohnes Gottes bis zur Sendung des Hl. Geistes an Pfingsten.

All diese Ereignisse, die die betende Kirche Gott, dem Vater aufzählt, sind ihm freilich schon bekannt. Dennoch spürt die Kirche das Bedürfnis, sie ihm bei jeder Eucharistiefeier zu wiederholen. Dadurch wird jedes Mal neu die sichere *Glaubens-Basis* gelegt, auf der die Kirche es wagen kann, ihre großen Bitten zu formulieren, besonders *die Bitte um die Wandlung der Gaben und die Bitte um unsere eigene Verwandlung* in den mystischen Leib Christi, der die Kirche ist.

Um die Wichtigkeit dieser Bitten zu unterstreichen, fügt die betende Kirche an dieser Stelle, als Krönung der Großtaten Gottes, den Einsetzungsbericht mit den Wandlungsworten ein. Aber selbst die Wandlung der Gaben in den Leib und das Blut Jesu ist nicht der eigentliche und letzte Sinn der Eucharistiefeier, sondern geschieht „um unseres Heiles willen“, um uns als Feiernde, und erst recht als Kommunizierende, immer mehr zur „Gemeinde des Herrn“, zur Kirche, umzugestalten.

40. Das Hochgebet – Das „Amen“ bei den Kirchenvätern

Über das „Amen“ sind uns von christlichen Autoren und den Kirchenvätern einige kostbare Texte überliefert, die auch den Geist und den Glauben der frühen Kirche wiedergeben. Einige Beispiele seien hier angeführt:

In einem Brief an Papst Xistus II. gibt der Bischof *Dionysius von Alexandrien* (+265) Informationen über einen Gläubigen, der von Zweifeln gequält wird, ob er wohl gültig getauft sei. Unter anderem wird auch das erwähnt, was uns hier interessiert, er unterstreicht die theologische Dimension des „Amen“. So schreibt Dionysius: *„Er feiert und versteht die Eucharistie, er spricht das „Amen“, er steht während der Eucharistiefeier vor dem Altar, er streckt die Hand aus zum Empfang der heiligen Speise, und er tut dies schon seit geraumer Zeit“*. Interessant ist hier der innige Zusammenhang zwischen den Informationen. Das Feiern und Verstehen der Eucharistie wird dem Sprechen des „Amen“ gleichgestellt. Nach Bischof Dionysius wird das Amen nur gesprochen, nachdem der Gläubige das eucharistische Gebet gehört und verstanden hat.

Der Hl. Paulus schreibt in I Kor 14,16: „Wenn du nur im Geist den Lobpreis sprichst und ein Unkundiger anwesend ist, so kann er zu deinem Dankgebet das Amen nicht sagen; denn er versteht nicht, was du sagst“. Beachtung verdient nun, was der so genannte „*Ambrosiaster*“ um 380 zu dieser Stelle schreibt: *„Wenn du nur im Geist dankst, das heißt, wenn du den Lobpreis in einer Sprache sprichst, die nicht alle verstehen, wer kommt dann dem Einfachen entgegen? Wie wird er auf den Lobpreis mit „Amen“ antworten können, da er ja nicht weiß, was er sagt? Der Unkundige, der nicht versteht, was er hört, kann auch nicht das Amen sprechen, er kann nicht sagen „So ist es“, damit der Lobpreis bestätigt werde. Die Bestätigung des vorgetragenen Gebetes geschieht nämlich durch diejenigen, die „Amen“ sagen. Alles, was im Gebet gesprochen wurde, wird bestätigt durch das wahre Zeugnis derer, die bewusst zuhören“*. - Auch da wird das „Amen“ als ein Akt großer Verantwort dargestellt. Zum „Amen“, das das Hochgebet abschließt, nimmt auch *Augustinus* (+430) Stellung, indem er uns eine kurze und einprägsame Erklärung gibt. Nachdem er zu den Taufbewerbern über die Dynamik des Hochgebetes gesprochen und die sakramentale Wandlung unterstrichen hat, fügt er hinzu: *„Dazu sagt ihr ‚Amen‘. ‚Amen‘ sagen heißt unterschreiben. ‚Amen‘ heißt auf lateinisch: ‚Es ist wahr‘“* (Aug., Was ihr seht). Für Augustinus heißt „Amen“ sagen, die eigene Unterschrift geben. Eine Notariatsurkunde z. B. bleibt wertlos solange die Unterschrift des Interessenten fehlt. Auch hat der Augenblick des Unterschreibens größere „Feierlichkeit“ als das Niederschreiben der Urkunde von Seiten des Notars.

Als letzter sei noch *Hieronymus* (+419) genannt. In seinem Kommentar zum Galaterbrief lobt er den festen Glauben der Christengemeinde in Rom, indem er ausruft: *„Wo gibt es so großes Verlangen und so große Ausdauer im Aufsuchen der Kirchen und der Gräber der Märtyrer, wie in Rom? Wo, außer in Rom, dröhnt das „Amen“ wie ein Donner vom Himmel, so dass die Tempel der Heiden erschüttert werden? Nicht, dass die Römer einen anderen Glauben hätten, als alle anderen Kirchen Christi; aber wenn es dort so ist, dann deshalb, weil in ihnen die Frömmigkeit größer ist und größer ist auch die Lauterkeit ihres Glaubens“* (Komm. Gal.2,3). Ohne den damaligen Römern die überzeugte Teilnahme am liturgischen Gebet abzusprechen, wird man doch auch den Verdienst ihrer Hirten und Seelsorger erkennen müssen. Wenn die Römer so waren, wie Hieronymus schreibt, so wohl deshalb, weil die Hirten, durch entsprechende Katechese, es verstanden, die Gläubigen für den engen Zusammenhang zwischen dem, was der Vorsteher (Priester), als Vertreter der Gemeinde, vortrug und dem, was ihnen als Mitfeiernden zustand, zu sensibilisieren.

41. Das Hochgebet – Gedächtnis und Darbringung

Es gibt bei den Juden einen sehr schönen, anschaulichen Ritus. Der Hausvater steht auf, nimmt das ungesäuerte Brot, wickelt es in ein Tuch, schlägt es über die Schultern und beginnt am Platz zu „gehen“. Dazu singt er ein Lied des Auszugs. Damit wird deutlich: Wir ziehen *jetzt* aus Ägypten aus so wie unsere Väter, nicht nur in der Erinnerung. Jetzt werden *wir* befreit.

Beim Pascha-Mahl heißt es: „Jeder, der jetzt mitfeiert, betrachte sich als einer, der *jetzt* aus Ägypten auszieht, denn es heißt: Du sollst deinem Sohn an diesem Tage sagen: Darum geschieht dieses, weil Gott mir wohlgetan, als er mich aus Ägypten führte. Nicht unsere Vorfahren allein hat der Hochgelobte Heilige erlöst, sondern er hat auch uns mit ihnen erlöst; daher heißt es: Auch uns hat er von dort hinweggeführt, um uns in das Land zu bringen, welches er unseren Urvätern zugeschworen hat“.

„Wir ziehen mit aus Ägypten aus“, so sagen die gläubigen Juden beim Paschamahl. Wenn wir *Eucharistie* feiern, tun wir im Grunde nichts anderes, wir sind im Abendmahlssaal dabei.

In der Heiligen Schrift wie in der Liturgie bedeutet das Gedächtnis (Gedenken) nicht einfach ein Erinnern an Vergangenes, sondern es ist auch ein *Vergegenwärtigen*. Wir singen z. B. an Weihnachten: „*Heute* ist Christus geboren“; an Pfingsten heißt es: „*Heute* erschien der Heilige Geist im Zeichen des Feuers“. Das ist Gegenwart; wir sind mitten in dem Ereignis. In einem Gabengebet heißt es: „Sooft wir die Gedächtnisfeier dieses Opfers begehen, vollzieht sich an uns das Werk der Erlösung“.

Gedächtnis (Gedenken) meint also im biblischen und gottesdienstlichen Leben nicht nur, daß wir uns vergangenen Ereignissen und abwesenden Dingen in Gedanken zuwenden. Gedenken meint vielmehr das Ausrufen eines geschehenen Heilsereignisses, ganz besonders aber das Ausrufen im kultischen Vollzug. Gedächtnis geht auch nicht nur auf Vergangenes, sondern ebenso auf Zukünftiges, auf erst kommende Ereignisse: „...bis du kommst in Herrlichkeit“.

Das verkündigte Heilshandeln Gottes wird in der Gedächtnisfeier „wirklich“, d. h. es betrifft mich und wirkt an mir. So hält die christliche Gemeinde fest: Die Eucharistiefeier ist kein leeres Gedächtnis; in ihr ist Tod und Auferstehung des Herrn wirksam gegenwärtig, in ihr wird die Hingabe des Herrn für uns Wirklichkeit.

Das Gedächtnis bzw. die Darbringung des „Gedachten“, bildet das *sechste* Element des Hochgebetes. In unserem 2. Hochgebet heißt es: „*Darum, gütiger Vater, feiern wir das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung deines Sohnes und bringen dir so das Brot des Lebens und den Kelch des Heiles dar. Wir danken dir, daß du uns berufen hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen*“.

Mit diesem Gedächtnis antwortet die Kirche auf den Auftrag Jesu: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“, das heißt: „Machet dieses Zeichen des Brotes und des Kelches zum Gedenken an mich, der ich gestorben und auferstanden bin!“

Zuerst weist die betende Kirche Gott, den Vater darauf hin, daß sie das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung des Herrn feiert; dann bringt sie das „Brot des Lebens“ und den „Kelch des Heiles“, das heißt das Gedächtnis des Neuen Bundes, Gott, dem Vater dar. Gedächtnis und Darbringung sind die zwei unabdingbaren Dimensionen eines jeden Gedächtnisses.

Die sakramentale Darbringung des Leibes und Blutes des Herrn bildet für die kultische (feiernde) Gemeinde zugleich das Unterpfand (Gewähr) für das *siebte* Element des Hochgebetes, nämlich für die Erhörung der eigentlichen und wichtigsten Bitte der gesamten Eucharistiefeier: der Bitte um die Verwandlung der Feiernden in den kirchlichen Leib Jesu Christi.

42. Das Hochgebet – Zweite Epiklese und die Interzessionen

Unter „Epiklese“ versteht man allgemein das Anrufen Gottes über einer Person oder Sache, die dadurch geheiligt wird. Die Kirche weiß, daß nicht Menschenwort, sondern Gottes Kraft allein imstande ist, das Brot und den Wein zum Leib und Blut Christi werden zu lassen. Um die Heiligung der Gaben bittet sie deshalb ausdrücklich in der *ersten* Epiklese vor der Wandlung (Siehe: 11.16).

Nach der Wandlung ruft der Priester in der *zweiten* Epiklese wieder den Heiligen Geist herab, dieses Mal auf den kirchlichen Leib, nämlich auf „alle, die Anteil erhalten an dem einen Brot und dem einen Kelch, damit sie *ein* Leib werden im Heiligen Geist, *eine* lebendige Opfergabe in Christus zum Lob deiner Herrlichkeit, (Vater)“. Die Feiernden sollen also zum Leib Christi werden.

Diese Anrufung über die Feiernden bildet das *siebte* Element des Hochgebetes. Sie ist die Bitte um unsere eigene „Verwandlung“ in den Leib Christi, der die Kirche ist – dank der Teilhabe am sakramentalen Leib des Herrn.

Es handelt sich dabei freilich um eine „eschatologische“ (auf das Ende hin, endzeitliche) Verwandlung, d. h. wir werden in einen Prozess des kirchlichen Zusammenwachsens hineingenommen, der sich erst allmählich, durch die wiederholten Eucharistiefeiern verwirklichen soll.

Nach der zweiten Epiklese (Bitte) über die Kommunizierenden, damit sie „*ein* Leib“ werden, erweitert die eucharistische Liturgie – im *achten* Element des Hochgebetes – ihre Bitten (Interzessionen = Fürbitten) auch auf jene Teile der Kirche, die in der Feier nicht physisch anwesend sind: Sie gedenkt der Heiligen und betet für die ganze Kirche, für den Papst, den Bischof... und für die Verstorbenen.

Der Grund für die Erweiterung dieser Bitten liegt darin, daß in jeder Eucharistiefeier die *gesamte* Kirche betroffen ist. Unter Gesamtkirche versteht man: Die hierarchische Kirche, sowie die Kirche, die in der Alltäglichkeit der Welt lebt, die reinigende Kirche der Verstorbenen und die triumphierende Kirche der Heiligen. Im Bewusstsein also, daß die eucharistische Feier alle Teile der Kirche betrifft, werden diese auch alle erwähnt, damit jede Gruppe und jedes einzelne Individuum ihren eigenen Anteil haben im Prozess unserer gemeinsamen Verwandlung in den einen mystischen Leib Christi.

Was also erbitten wir in den „Interzessionen“ für die universale Kirche bzw. für den Papst, für den Bischof, für die Priester und Diakone, für das ganze Volk Gottes? Antwort: Daß sie immer mehr in den „*einen* Leib“ verwandelt werden. Was erbitten wir für unsere Dörfer und Städte und für die Welt, in der wir leben? Antwort: Daß ihre Bewohner immer mehr in den „*einen* Leib“ verwandelt werden - mit allen ethischen und sozialen, familiären und beruflichen Verflechtungen.

Um konkret zu werden, sei hier die „Interzession“ unseres 3. Hochgebetes angeführt:

„Barmherziger Gott, wir bitten dich: Dieses Opfer unserer Versöhnung bringe der ganzen Welt Frieden und Heil. Beschütze deine Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit und stärke sie im Glauben und in der Liebe: deinen Diener, unseren Papst N., unseren Bischof N. und die Gemeinschaft der Bischöfe, unsere Priester und Diakone, alle, die zum Dienst in der Kirche bestellt sind, und das ganze Volk deiner Erlösten“.

Man weiß, daß die Interzessionen der *römischen* Hochgebete sich auf das Wesentliche reduzieren, und als solche gut zu sein scheinen für Mitfeiernde, die stets in Eile sind; dafür aber enthalten sie wenig Wärme und grenzen an einer gewissen menschlichen Armut.

Es wird deshalb gut sein, diese nüchternen Texte, die uns zur Verfügung stehen, mit einigen inhaltsreicheren und von viel Menschlichkeit durchdrungenen *orientalischen* Hochgebeten zu vergleichen. (Im nächsten Beitrag)

43. Das Hochgebet – Die Fürbitten der Orientalischen Kirche

Im letzten Beitrag wurde auf die Nüchternheit der Hochgebete der römischen Kirche hingewiesen. Im Unterschied dazu sei hier ein Beispiel aus der *Liturgie des Hl. Basilios* angeführt, die uns durch die Tradition der Kirche von Alexandrien in Ägypten überliefert ist. Es handelt sich um einen sehr langen Text, aus dem hier nur die „Bitten für die Kirche in der Welt“ wiedergegeben seien:

„Gedenke, Herr, des Heiles dieser Stadt und all derer, die im Glauben an Gott in ihr wohnen. Gedenke, Herr, des Klimas und der Früchte der Erde. Gedenke, Herr, des Regens und der Saat in der Erde. Gedenke, Herr, des mäßigen Steigens des Wassers unserer Flüsse. Erfreue auch heute und erneuere das Angesicht der Erde: Bewässere ihre Furchen, vermehre ihre Triebe; mache sie so, wie es für die Saat und für die Ernte gut und recht ist... Führe und leite unser Leben: Segne mit deinem Wohlwollen den Ablauf des Jahres, wegen der Armen deines Volkes, wegen der Witwe und des Waisen, wegen des Fremden, ob ansässig oder auf der Durchreise, und auch unseretwegen, die wir auf dich hoffen und deinen Namen anrufen: Denn „die Augen aller warten auf dich, o Herr, und du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit“... Erfülle unsere Herzen mit Freude und Fröhlichkeit, damit wir, indem wir alles Nötige haben, reich seien an guten Werken und stets deinen heiligen Willen tun“.

Der Text ist noch länger; doch schon an dieser Stelle sei einiges hervorgehoben: Einige dieser Bitten mögen uns, die wir zur Wohlstandsgesellschaft gehören, etwas fremd erscheinen. Wir wissen glücklicherweise nicht mehr so recht, was die Unsicherheit der Existenz bedeutet, die mit jahreszeitlichen Naturkatastrophen und ihren Folgen verbunden ist.

Und doch, wenn wir uns von unserer egozentrischen Lebenseinstellung abwenden und auf andere Menschen schauen, merken wir, daß ein Großteil der heutigen Menschheit sich sehr wohl vergleichen und verbinden kann mit den Gläubigen der alten Kirche von Alexandrien, die in jeder Eucharistiefeier die *Bitte für die Not- und Hungerleidenden* wiederholten.

Was soll man dann von der Bitte um „mäßiges Steigen des Wassers unserer Flüsse“ sagen? Scheint diese Bitte nicht gerade für uns formuliert zu sein, da wir, infolge unserer unbesonnen Ausbeutung der Natur, bei jedem Regenschauer die Überschwemmungen riskieren?

Doch, der obige Text ist von Bedeutung besonders aus einem anderen Grund: Die Bitten zielen nicht sosehr auf die Erfüllung der materiellen Bedürfnisse, sondern vielmehr auf die Sicherung des Lebensunterhalts der Armen, der Waisen, der Witwen und der Fremden. Man bittet Gott, er möge seinen Teil beitragen, nämlich die Ernte zu segnen, damit die Habenden sich zu Gunsten derer einsetzen können, die Tag um Tag in Not sind und dauernd ums Überleben kämpfen müssen. – Es handelt sich um die ethische Pflicht, die sich aus der Eucharistiefeier ergibt. Und so heißt es in einem anderen Hochgebet aus Alexandrien:

„... erfülle, Herr, die Speisekammern mit allem Guten; bewahre die ehelichen Bindungen in Frieden und Eintracht; ziehe groß die kleinen Kinder, erziehe die jungen Menschen, kräftige die Alten; tröste die schwachen Gemüter, sammle die Zerstreuten, führe zurück die Verirrten und füge sie ein in deine heilige, katholische und apostolische Kirche; befreie alle, die von unreinen Geistern gequälten sind; begleite die Reisenden; befreie die Gefangenen, heile die

Kranken; gedenke derer, die als Richter über andere befinden müssen; sei mit denen, die in den Bergwerken arbeiten, mit denen, die im Exil und in der Sklaverei leben oder sonst ein trauriges Dasein fristen; gedenke, Herr, auch all derer, die deiner großen Barmherzigkeit bedürfen; gedenke aller, die uns lieben und auch derer, die uns hassen; gedenke derer, die uns, unwürdigen Sündern, gebeten haben, für sie zu beten... Und gedenke auch all derer, die wir hier, aus Vergessenheit oder aus Mangel an Zeit, nicht erwähnt haben: Du selber, Herr, kennst von jedem den Namen und das Alter, du kennst jeden vom Schoß der Mutter an... Du bist die Hoffnung der Verzweifelten, der Arzt der Kranken. Bewahre uns, Herr, vor Hunger und Pest, vor schädlichem Feuer, vor fremder Invasion und vor Krieg...“

Unter anderem wird hier auch derer gedacht, die sich von der Kirche getrennt haben. Die betende Kirche begnügt sich nicht, für die zu beten, die ihr treu sind; sie sorgt sich auch um die, welche sich immer mehr daran gewöhnen, ohne Gott auszukommen und sich vom Leben der Kirche distanziert haben. Auch für diese bittet sie: „daß sie *ein* Leib werden in Christus“.

P. Pius Agreiter OSB

50. Das Hochgebet - Personale Kommunion und kirchliche Communio

Warum feiern wir Eucharistie?, und für wen feiern wir sie? Auf diese Fragen antwortet z. B. das Hochgebet des Hl. Johannes Chrysostomus, indem es da heißt: „Wir feiern Eucharistie für das Heil der Seele, zur Vergebung der Sünden, für die durch den Hl. Geist gewirkte Gemeinschaft, zur Verwirklichung des Reiches Gottes, für die Freiheit des Wortes“.

Das sind Wirkungen, die Gott durch die Kommunion gewährt. Wenn wir alle diese Wirkungen in einer Formel zusammenfassen wollen, können wir noch einmal sagen: „Wir feiern Eucharistie, um vom Vater die *Verwandlung in den einen Leib* zu erlangen, nämlich in den Leib Christi, der die Kirche ist. Selbst die Verwandlung der Gaben von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu wird genau zu diesem Zweck erbeten. Noch einmal: Die Feier der Eucharistie ist *für uns*.

Mit anderen Worten: Die reale Gegenwart ist uns nicht nur gegeben, damit wir Christus unter den eucharistischen Gestalten anbeten können; der Leib Christi wird uns nicht hauptsächlich gegeben, damit wir den Freund Jesus im Herzen empfangen können und damit wir ihm für einige Augenblicke innige und fromme Gesellschaft leisten. Der Herr hat nicht die Eucharistie eingesetzt, damit unsere Augen sie betrachte. Er hat sie eingesetzt, damit unser Mund sie esse, also um uns sich selbst als geistige Nahrung zu schenken.

Bisher wurde mehrmals das Wort „*Epiklese*“ gebraucht; das Wort meint die „Bitte um den Hl. Geist“ oder „Herabrufung des Hl. Geistes“. Ebenso war oft von „*Gedächtnis*“ oder „Gedenken“ die Rede. In der Bibel und in der Liturgie bedeutet „Gedächtnis“ die Vergegenwärtigung der Heilstaten Gottes, ein von Gott gegebenes Pfand für das, was er selbst am Ursprung unseres Heils vollbracht hat. Dieses Pfand verleiht uns die Sicherheit, dass Gott dessen Wirkung in uns immerfort erneuert. Vor allem aber ist uns dieses Pfand gegeben, damit wir es Gott immer neu vorstellen und so die Gewissheit der vollen Erfüllung des Heils für uns erlangen.

Nur wenn wir mit diesen Begriffen richtig umgehen, werden wir den Reichtum der Hochgebete, mit denen die Kirche von Anfang an Eucharistie feiert, verstehen und folglich auch gebührend schätzen können. In der Tradition unserer Kirche ist es nun so, dass dem „Gedächtnis“ mehr Wert geschenkt wird als der „Epiklese“, den Wandlungsworten mehr Wert als der Anrufung des Hl. Geistes über die Gaben. Dies aber geht auf eine ungute Entwicklung zurück, die sich infolge heftiger mittelalterlicher Auseinandersetzungen ergeben hat.

Heute ist es an der Zeit, dass die Kirche, nach einem von Papst Joh. Paul II. wiederholten Bild, wieder „mit beiden Lungen atmet“, nämlich mit den liturgischen Traditionen des Ostens und des Westens. Schritte in diese Richtung wurden erfreulicherweise bereits gemacht, und es wird von Seiten der Liturgiker fleißig daran gearbeitet. Der gelehrte Jesuit, C. Giraudo, der zugleich aus seiner pastoralen und missionarischen Praxis schreibt, hat diesbezüglich unter anderem die verheißungsvollen Worte geschrieben:

„Die wachsende Aufmerksamkeit, die die lateinische Kirche um die Jahrtausendwende in der Formulierung der neuen Hochgebete gerade der Epiklese wieder geschenkt hat, zeigt, dass die Zeiten reif sind, dass man das *globale und dynamische Verständnis der Eucharistie* nicht mehr länger missachten darf, sondern wieder zurückgewinnen muss“.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

51. Abschließende Gedanken: Die Eucharistie - Mitte unseres Glaubens

Das 2. Vat. Konzil hat uns die Möglichkeit geschenkt, die Eucharistie in der eigenen Muttersprache zu feiern. Doch hat dies die Erwartungen, die man damit verbunden hatte, (noch) nicht erfüllt. Immer weniger Leute lassen sich für die Mitfeier gewinnen; viele wissen mit der Eucharistie nichts anzufangen. Dafür ließen sich freilich mehrere Gründe nennen. Der Hauptgrund liegt jedoch sicher darin, dass die Eucharistie oft *isoliert* gefeiert wird. Weil sie die *Mitte* unseres Glaubens ist, braucht die Eucharistiefeier von Seiten der Feiernden auch ein „davor“ und ein „danach“. Der frühere Bischof von Bozen-Brixen, Josef Gargitter, hat es vor Jahren so formuliert: „Wenn die Sonntagsmesse zwischen zwei gebetslose Wochen eingeschoben wird, dann kann sie nicht empfunden werden und kann auch nicht die entsprechenden Früchte bringen“.

Kardinal Ratzinger schrieb vor zwanzig Jahren: „Die Eucharistie ist der zentrale Kern unseres gottesdienstlichen Lebens; damit sie aber seine Mitte sein kann, ist ein gemeinsames Ganzes, in dem man lebt, vonnöten. Alle Untersuchungen über die Auswirkungen der Liturgiereform zeigen, dass eine pastorale Überbetonung der Messe diese letztlich abwertet, weil sie gleichsam ins Leere gestellt ist, da sie von anderen liturgischen Akten weder vorbereitet noch vertieft wird. Die Eucharistie setzt die anderen Sakramente voraus und verweist auf sie. Aber die Eucharistie setzt auch das persönliche Gebet, das Gebet in der Familie und das gemeinschaftliche außerliturgische Gebet voraus... Ich denke dabei besonders an zwei der tiefsten und fruchtbarsten Gebete der Christenheit, die immer und von neuem in den großen Strom der Eucharistie hineinführen: der *Kreuzweg* und der *Rosenkranz*. Wenn wir heute in einer so bedrohlichen Weise den Verlockungen asiatischer religiöser Praktiken ausgesetzt sind, so liegt es wohl auch mit an der Tatsache, dass wir diese Gebete verlernt haben... Wenn der Rosenkranz gebetet wird, wie die Tradition es vorsieht, lässt er uns in den Rhythmus der Ruhe einschwingen, die uns geschmeidig und ausgeglichen macht und die dem Frieden einen Namen gibt: Jesus, die gebenedeite Frucht Mariens...“ (J. Ratzinger, *Zur Lage des Glaubens*, S.138f).

Dem Kardinal, der heute unser Papst ist, wurde die Frage gestellt, wie er selber den Rosenkranz bete. Darauf seine Antwort: „Ich mache es ganz einfach, genau so, wie meine Eltern gebetet haben. Beide, Vater und Mutter, haben den Rosenkranz sehr geliebt. Und je älter sie geworden sind, desto mehr. Je älter man wird, desto weniger kann man große, geistige Anstrengungen vollbringen, desto mehr braucht man andererseits eine innere Zuflucht und ein Hineinschwingen in das Gebet der Kirche überhaupt. Und so bete ich eben, wie sie es getan haben“.

„Wie lange braucht man eigentlich, um ein klein wenig von den Geheimnissen des Glaubens zu begreifen?“ Auf diese Frage antwortete der jetzige Papst: „Es ist unterschiedlich. Es gibt

religiös begabte Menschen, die sich innerlich sehr direkt ansprechen lassen; es gibt andere, bei denen es mühsamer ist. Wichtig ist, dass man sich nicht abbringen lässt, dass man dabei bleibt. Und dann sieht man schon, dass man langsam hineinwächst... Für diesen geistigen Wachstumsprozess ist wichtig, dass man nicht nur dann betet und auf den Glauben hinschaut, wenn es einem gerade einfällt und passt, sondern Disziplin einhält. Der Glaube kann sich verlieren, wenn ich nur nach Lust und Laune bete. Glaube braucht auch die Disziplin der dünnen Zeiten, dann wächst im Stillen etwas. Genau so wie im winterlichen Acker dennoch sich das Wachstum verbirgt. ‚Im Winter wächst das Brot‘, hat Ida Friederike Görres gesagt“ (J. Ratzinger, Gott und die Welt, S.342ff).

Es braucht wohl nicht betont zu werden, dass all dies ganz besonders auch in Bezug auf die Eucharistiefeier gilt. Die Eucharistie als Mitte unseres Glaubens braucht ein „gemeinsames Ganzes“, ein „davor“ und ein „danach“, wobei es natürlich nicht nur Rosenkranz und Kreuzweg, sondern auch andere Formen des Gebetes gibt.

P. Pius Agreiter OSB

52. Abendgebet zu Jesus im Tabernakel
von Theresia von Lisieux (Hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom Heiligen Antlitz)

*Mein Gott, verborgen im Tabernakel,
voll Glück komme ich jeden Abend in Deine Nähe zurück,
um Dir für die Gnaden zu danken,
die Du mir gewährt hast,
und mir für die Fehler Vergebung zu erflehen,
die ich während des Tages begangen habe,
der nun wie ein Traum verflossen ist.*

*Mein Jesus, wie froh wäre ich,
ganz treu gewesen zu sein,
doch ach, am Abend bin ich oft traurig.
Dann fühle ich, ich hätte auf Deine Gnaden
besser antworten können.*

*Wäre ich mehr mit Dir eins gewesen,
mehr in tätiger Liebe gegenüber meinen Schwestern,
demütiger und mehr mir selbst gestorben,
hätte ich auch weniger Mühe,
mich mit Dir im Gebet zu unterhalten.*

*Aber ganz davon entfernt, mein Gott,
durch den Blick auf mein Elend mutlos zu werden,
komme ich voll Vertrauen zu Dir,
da ich mich an das Wort erinnere:
„Nicht die Gesunden brauchen den Arzt,
sondern die Kranken“.*

*So flehe ich Dich an,
mich zu heilen und mir zu vergeben.
Herr, dann werde ich mich an das Wort erinnern:
„Die Seele, der Du mehr verziehen hast,*

*muss Dich auch mehr als die anderen lieben!“
Ich weihe Dir jeden einzelnen Herzschlag
als ebenso viele Taten der Liebe und Sühne,
und ich vereine sie mit Deinen unendlichen Verdiensten.
Ich flehe Dich an, mein göttlicher Bräutigam,
selbst der Versöhner meiner Seele zu sein und
in mir zu wirken,
ohne meinen Widerstand zu beachten.
Schließlich will ich keinen anderen Willen mehr haben
als den Deinen.
Und morgen werde ich mit Hilfe Deiner Gnade
ein neues Leben beginnen,
bei dem jeder Augenblick eine Tat der Liebe und
des Verzichts sein soll.
Nachdem ich jeden Abend zu den Stufen
Deines Altars gekommen bin,
werde ich einst zum letzten Abend
meines Lebens gelangen.
Dann wird für mich der Tag der Ewigkeit anbrechen,
der keinen Abend mehr kennt.
Dann werde ich an Deinem Göttlichen Herzen von den
Kämpfen der Verbannung ausruhen! So sei es*

Es versteht sich wohl von selbst, dass dieses Abendgebet nicht nur vor dem Tabernakel verrichtet werden kann, sondern auch im privaten Kämmerlein und an jedem anderen Ort. In den Schriften der Karmelitin, Theresia von Lisieux, findet man keine eigentliche Gebets-Methode. Umso kostbarer sind ihre Gedanken in diesem Gebet, die unter anderem auch die notwendige Haltung außerhalb des Gebetes umreißen: Verbundenheit mit Gott während des Tages („wäre ich mehr mit Dir eins gewesen“), Nächstenliebe (mehr in tätiger Liebe zu den Schwestern) und Selbstverleugnung (demütiger und mehr mir selbst gestorben). Erst diese Haltung im Alltag macht einen freien Umgang mit Gott im Gebet möglich (hätte ich auch weniger Mühe, mich mit Dir im Gebet zu unterhalten). Dies gilt nicht weniger für die Eucharistiefeier.

P. Pius Agreiter OSB

Gedanken zur Eucharistie

53. Gedenkt meiner am Altar!

Im Monat November gedenken wir ganz besonders auch unserer lieben Verstorbenen. Aber auch das Jahr hindurch werden wir immer wieder mit dem Tod konfrontiert. Wir wissen alle, wie es ist, wenn man einen lieben Menschen verliert: Das Herz ist zunächst zerrissen, das Leben zerstört. Manche sagen dann: „Ich gehe oft zum Friedhof, weil ich mich dort mit meinen Lieben verbunden fühle“. Doch, bleibt der Friedhof der einzige Ort der Begegnung mit den Verstorbenen? Als der Hl. Augustinus und sein Bruder in Ostia (Rom) ihrer sterbenden Mutter, der Hl. Monika, beistanden und ihr gegenüber den Wunsch äußerten, sie in die Heimat nach Afrika, mitzunehmen, sagte sie zu ihnen diese letzten Worte: „Begrabt mich irgendwo, aber gedenkt meiner am Altar!“

Wunderbar in diesem Zusammenhang ist eine Begebenheit im Leben der Heiligen Theresia von Lisieux. Als Theresia, die schon mit viereinhalb Jahren die Mutter verloren hatte, elfjährig die Erstkommunion empfing, war sie von der Gegenwart Jesu so ergriffen, dass sie in Tränen ausbrach - zum großen Erstaunen der anderen Kinder, die nachher sich gegenseitig fragten: „Warum hat sie denn bloß geweint? Hatte sie irgend etwas, das sie bedrückte? War es, weil sie ihre Mutter nicht bei sich hatte...?“ Theresia erfuhr damals von diesen Fragen und schrieb darüber Jahre später: „Sie begriffen nicht, dass, wenn die ganze Freude des Himmels sich in ein Herz ergießt, dieses *verbannte* Herz das nicht aushalten kann, ohne Tränen zu vergießen... Oh! nein, die Abwesenheit Mamas betrückte mich nicht an meinem Erstkommuniontag: war denn der Himmel nicht in meinem Herzen, und hatte nicht Mama seit langem dort ihren Platz eingenommen?! So erhielt ich mit dem Besuch Jesu zusammen auch den Besuch meiner lieben Mutter, die mich segnete und sich über mein Glück freute...“.

Die Begegnung mit den Verstorbenen auf dem Friedhof kann sicher eine große Erleichterung sein. Aber auch die Einladung der betenden Kirche darf beherzigt werden, die uns sagt: Der Ort, wo du deinen Lieben am nächsten bist, ist „am Altar“ in der Feier der Eucharistie. Und wenn du eingeladen wirst, mit den Versammelten, das Sanctus, „das Lob seiner Herrlichkeit“ zu singen, dann richte deinen inneren Blick nach oben, auf deine Lieben, und singe mit *ihnen*! Und wenn du die Kommunion empfängst, so denk daran, dass mit Jesus zusammen auch der ganze Himmel - mit deinen Lieben - dich besucht, an deinem Leben teilnehmen und dich segnen will! (Siehe auch Nr. 37 in dieser Reihe!)

P. Pius Agreiter OSB